6 + 7

DISKUS

1961 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

11. JG. JULI · AUGUST

D 2442 E

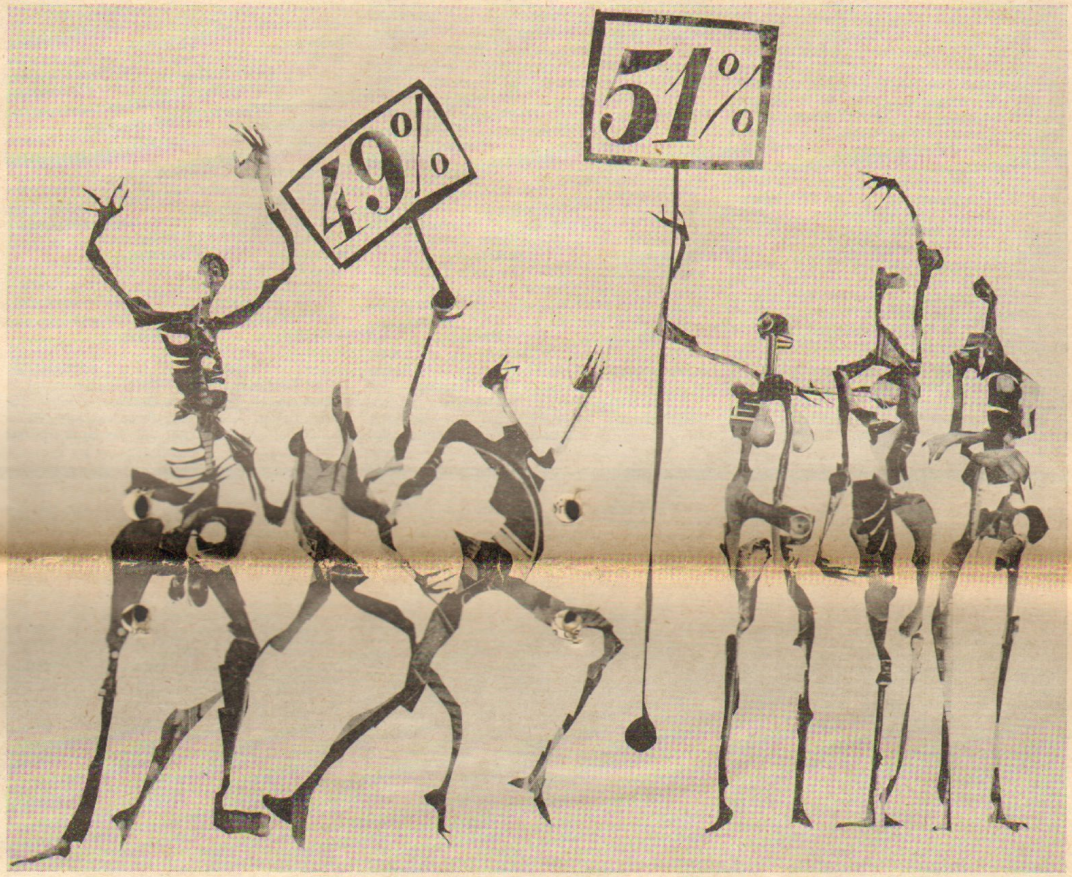
Preis 20 Pf

DIE DIKTATUR DER DEMOSKOPEN

Je näher der Wahltag rückt, desto größer wird das Interesse nicht nur der Parteien sondern aller politisch Interessierten an den Ergebnissen der sogenannten Meinungsumfragen. Wenn nicht alles trügt, so spielen diese deutschen Kopien der berühmten amerikanischen public opinion polls bei uns inzwischen eine fast noch größere Rolle als in Amerika.

Und — ähnlich wie in Amerika — scheinen unsere Parteien die Suggestivkraft solcher Umfrageergebnisse erkannt zu haben. Jedenfalls ist jede der drei großen Parteien mit einem demoskopischen Institut, wie man hierzulande die Agenturen der Meinungsforscher nennt, eine Art politischer Ehe eingegangen: die CDU mit einem Allensbacher Büro, die SPD mit dem Bielefelder EMNID-Institut, die FDP schließlich mit der Düsseldorfer Firma Intermarket. Diese Ehen, das werden wir im folgenden zu skizzieren versuchen, sind für die Parteien in doppelter Weise nützlich. Einmal, weil über die Meinungsforschung zu erfahren ist, wie man den „kleinen Moritz" am besten ansprechen kann, zum anderen, weil nur die weitgehende Kontrolle eines Meinungsforschungsinstituts die Gewähr bietet, daß nur die für die jeweils „befreundete" Partei positiven Ergebnisse publiziert werden. Doch davon später.

Zunächst zur Beraterfunktion der Demoskopen.



Collage: Nierhaus + Estenfelder

HANS MAGNUS ENZENSBERGER: ALGERIEN IST ÜBERALL · ZWEI PORTRÄTS DEUTSCHER STUDENTENZEITUNGEN · KLAUS MESCHKAT: WAS IST DEM STAAT DER NACHWUCHS WERT? · MODEARTIKEL ENTWICKLUNGSLÄNDER FRANZ MON: TEXTE IN DEN ZWISCHENRÄUMEN · ROUL TRANCHIRER: MORITATEN BIGOTTERIE ODER FREIHEIT DER KUNST? · HERMANN PIWITT: CELINE, DAS LITERARISCHE PORTRÄT 5 · BAZON BROCK: DAS BRUCHLOSE VORWÄRTSTREIBEN · UAM.

Hier scheint die CDU die längsten Erfahrungen zu besitzen. Wenn man der außerordentlich aufschlußreichen Studie des Soziologen U. W. Kitzinger „Wahlkampf in Westdeutschland — eine Analyse der Bundestagswahlen 1957" glauben darf, hat sie bereits vor vier Jahren zum großen Teil mit Parolen gearbeitet, die ihr von den Meinungsforschern empfohlen waren. In seiner Erich-Mende-Story hat jüngst „Der Spiegel" dargelegt, in welchem Maß die FDP sich diesmal von Walter Scheels Intermarket-Stab beraten ließ, bevor sie ihre „Marschrichtung", ihren Kurs festlegte. Und auch die SPD scheint — durch bittere Erfahrung belehrt — den Rat der Demoskopen nicht in den Wind geschlagen zu haben. Das hat der Bonner Parteispitze manch höhnischen Kommentar eingetragen. Nicht zuletzt aus den Reihen der Puritaner innerhalb der Partei, deren Groll sich auf dem Berliner Landesparteitag der Sozialdemokraten in einem fast klassischen Kommentar Luft machte, als nämlich der Rebell Dr. Josef Grunner meuterte, die Partei sei dazu übergegangen „demoskopisch zum Wähler hinzuhorchen und zu fragen: Wie wollt ihr mich haben? Soll ich ein bißchen so sein, oder soll ich lieber ein bißchen so sein?" Vom Standpunkt einer fast dogmatischen Prinzipientreue her mochte diese Kritik an der Wahlkampftechnik der SPD berechtigt sein. Die jüngsten Ergebnisse einiger Umfragen scheinen allerdings den Bonner Parteistrategen der SPD recht zu geben. Und außerdem ist nicht recht einzusehen, warum ausgerechnet eine Partei mit marxistischer Tradition darauf verzichten sollte, ihr Programm veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen anzupassen. Angesichts des bei allen Parteien zu beobachtenden Einflusses der Meinungsforscher auf die Wahlkampftechnik, ist man versucht, von einer Art „Diktatur der Demoskopen" zu sprechen.

Wesentlich gefährlicher für die Demokratie scheint uns allerdings die Spekulation mit dem Trend zu sein. Was heißt das? Es heißt, daß die Parteien die Umfrageergebnisse des befreundeten Instituts jeweils nur dann veröffentlichen, wenn sie gegenüber der letzten vorangegangenen Untersuchung eine für den Auftraggeber positive Veränderung zeigen. In den Parteizentralen hat man nämlich klar erkannt, daß man mit günstigen Umfrageergebnissen unentschlossene Wähler beeinflussen kann, denn in der modernen Massendemokratie hat sich ein Ethos des Konformismus entwickelt, das den einzelnen geradezu zwingt, sich dem herrschenden Geschmack, den allgemeinen Konsumgewohnheiten, der herrschenden Meinung anzuschließen, mit einem Wort: mit den Wölfen zu heulen.

Die Amerikaner haben hierfür zwei ähnlich bezeichnende Spruchweisheiten: „Keep up with the Joneses" — etwa: mit Meiers Schritt halten — oder „Hop on the Bandwagon" — Schwing Dich auf den Spielmannswagen. Besonders diese Sentenz ist auf Wahlkämpfe gemünzt und will sagen: Sieh zu, daß Du Dich beizeiten zur Mehrheit schlägst, zu denen, die die Musik machen.

Eine Partei, der es gelingt, einen Trend zu ihren Gunsten nachzuweisen, darf mit Recht hoffen, Wankelmütige anzuziehen, denn ein Trend wirkt fast magnetisch. Nicht nur auf den kleinen Mann, sondern selbst auf Journalisten, die sich auf ihr unabhängiges Urteil viel zugute halten. Als im vorigen Herbst Brandts Popularitätswerte hoch lagen, setzten einige smarte Leitartikler auf eine Art Erdrutschsieg des Berliner Bürgermeisters. Als einige Umfragen im Frühjahr den Schluß zuließen, daß Brandt sein Charisma verloren habe, prophezeiten fast alle Publizisten von Rang eine todsichere Niederlage der SPD — und weil jüngste Umfragen eine neue Brandt-Flut erkennen lassen, konstatieren die Herren Leitartikler nun plötzlich, daß vielleicht doch noch „was drin" sei für Brandt. So geht das Hott und Hüh — je nachdem, wie gerade der Wind von Allensbach oder Bielefeld weht.

Könnte es einen besseren Beweis für die Suggestivkraft der Demoskopie geben als diese Zickzack-Astrologie? In der Tat: Die sogenannte Meinungsforschung ist zu einem entscheidenden Faktor der Meinungslenkung geworden.

Die Parteien wissen den Meinungsforschern ihre guten Dienste zu danken. Eine knappe Meldung der Deutschen Zeitung Ende Juni lautete: „Der Ehemann der Leiterin und Mitinhaber des Allensbacher Demoskopischen Instituts, Erich Peter Neumann, kandidiert im hessischen Wahlkreis 143 Groß Gerau/Maintaunus für die CDU."

Wie schrieb doch „Die Zeit" jüngst in einem Artikel über „Die Rechenmaschine der SPD"? „Wie immer auch die Wahlen ausgehen — wenn sie vorbei sind, wird, sicherem Vernehmen nach, in unmittelbarer Nähe des Bundeshauses ein Denkmal für den Urvater aller Meinungsumfragen, Mister Gallup, enthüllt. Wer die Enthüllung vornimmt — die CDU oder die SPD —, wird vom Wahlergebnis abhängen. Auf jeden Fall werden die Herren Volksbefrager und Demoskopen dabei sein, in schwarzem Anzug und mit silberner Krawatte. Sie gewinnen immer."

Dem ist nichts hinzuzufügen.

Frank Berger

Bigotterie oder Freiheit der Kunst?

REINHARD DÖHL FREIGESPROCHEN

Am 30. September 1960 verurteilte die Große Strafkammer des Landgerichts Göttingen den Studenten Reinhard Döhl auf Grund des Gotteslästerungsparagraphen (§ 166 StGB) zu einer Geldstrafe von 100 DM. Was war geschehen? Döhl hatte im Juni 1959 in der Göttinger Studentenzeitschrift „prisma" sein drei Druckseiten füllendes Poem „Missa profana" veröffentlicht. Dieser literarische Montagetext zeichnet den Menschen, wie er das eine Knie vor dem Meßopfer beugt, während er mit dem andern Bein noch oder schon wieder in seiner rülpsenden, hurenden und kriegslüsternen Alltagswelt steht. Das wird ohne Kommentar oder Reflexion evoziert: lediglich durch Konfrontation des lateinischen Messetextes der katholischen Kirche mit umgangssprachlichen Aussagen über das Kollektivwesen Mensch auf radioaktivem Boden.

Was den Kirchenchristen an dieser Montage so peinlich berührt, ist die selbstkritische Überlegung, zu der sie ihn – liest er sie nur aufmerksam genug – hinführt: daß nämlich die beiden Sphären, die sakrale der Messe und die profane einer auf Bordell und Massengrab reduzierten Welt, einander ausschließen müßten, wäre der Mensch wirklich Mensch –: „donanobishominem", wie es bei Döhl heißt. Stattdessen erreichte Döhl aber (vorausgesetzt, er hätte die „Missa" überhaupt in einer bestimmten Absicht verfaßt und publiziert) das genaue Gegenteil: er verletzte das religiöse Empfinden einiger Kommilitonen und des Hildesheimer erzbischöflichen Generalvikars, die mit Strafanzeige wegen Gotteslästerung reagierten. Die gefährliche „prisma"-Nummer wurde konfisziert; für den Prozeß selbst brachte der Staatsanwalt noch ein, zwei Dutzend Göttinger Bürger zusammen, von der Hausfrau bis zum Studienrat, die die moderne Literatur bestenfalls bis Rilke kannten, jedoch als Katholiken vom Gericht für kompetent gehalten wurden, den blasphemischen Charakter des Döhlschen Textes zu bezeugen.

Dagegen war die Verteidigung machtlos, die vergebens mit zahlreichen literarischen und theologischen Gutachten aufgewartet hatte (u. a. von Heinrich Böll, Stefan Andres, Hans Magnus Enzensberger, Prof. Martini, Prof. Auer). So erkannte Landgerichtsrat Kleefeld auf „schuldig" wegen öffentlicher Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen, nämlich des Messetextes und des Marienkults. – Nur durch einen schlauen Schachzug hatte sich Döhl vor dem vorzeitigen Abbruch des Studiums bewahren können: indem er die Universität Göttingen zu einer schnellen Disziplinarentscheidung v o r dem Abschluß des Strafverfahrens bewogen hatte, war er mit einem Verweis davongekommen. Das gab Prof. Bense die Möglichkeit, den Gotteslästerer als Doktoranden nach Stuttgart an die TH zu holen.

Durch diese Protektion wie auch durch eine Lesung seiner „Missa" auf der vorjährigen Tagung der Gruppe 47 getröstet, konnte Döhl der Revisionsverhandlung am 23. Juni 1961 vor dem 5. Strafsenat des Bundesgerichtshofs ruhig entgegensehen. Er wurde freigesprochen und somit auch bürgerlich glänzend rehabilitiert. Die fünfstündige Verhandlung fand infolge ihrer sachlichen Atmosphäre bei der Presse wenig Echo, dafür aber umso stärkeres wissenschaftliches Interesse: das bewiesen zwei FU-Professoren, der Philosoph Weischedel und der Strafrechtler Heinitz, die mit einer großen Eskorte von Studenten die Kapazität des Zuschauerraums fast sprengten. In der betont ruhigen Auseinandersetzung der Prozeßgegner, Bundesanwalt Dr. Richter und Rechtsanwalt Beyer (Döhl war dabei nur stummer Statist), ging es im wesentlichen um zwei Aspekte: den verfassungsmäßigen und den rein strafrechtlichen.

Beyer nahm für seinen Mandanten das Grundrecht der Freiheit der Kunst in Anspruch (Art. 5 Abs. 3 GG). Als Einschränkung dieses Grundrechts konzedierte er den Gemeinschaftsvorbehalt des Art. 2 Abs. 1 Halbsatz 2 GG, aber nur, soweit dadurch das Sittengesetz berührt werde, wozu positive Strafrechtsbestimmungen (also auch § 166 StGB) n i c h t gehören. Dagegen kämpfte die Anklage von vornherein auf verlorenem Posten: § 166 sei als klassische Kriminalnorm seit einer peinlichen Gerichtsordnung aus dem Jahre 1495 Ausdruck des Sittengesetzes; überdies sei er schon als Bestandteil der verfassungsmäßigen Ordnung auf Art. 5 (3) GG anwendbar. Daneben sei jedoch die „Missa profana" vor allem ein Angriff Döhls auf die Freiheit der Religionsausübung, d. h. auf Art. 4 GG, zu dessen Schutz § 166 herangezogen werden müsse. Bei dieser Kollision von Grundrechten – Art. 4 und Art. 5 (3) GG – sei die Religionsfreiheit schutzwürdiger und damit vorrangig. § 166 komme hier als sachliche Gewährleistungsschranke zum Zuge. – Diese Konstruktion war schon deshalb abwegig, weil Art. 4 GG sich ausschließlich gegen den Staat, nicht aber gegen den einzelnen richtet (vgl. den Kommentar von Mangoldt-Klein zu Art. 4). Rechtsanwalt Beyer formulierte das so: Döhl habe nichts gegen den Messebesuch gesagt, die Freiheit der Religionsausübung sei überhaupt nicht angetastet. Dieser Argumentation folgte das Gericht in der Urteilsbegründung, ohne die Konstruktion der Anklage mit ihrem Umweg über Art. 4 GG auch nur zu erwähnen. Die Freiheit der Kunst unterliege dem Gemeinschaftsvorbehalt nach Art. 2 Abs. 1 Halbsatz 2 GG, zu den dadurch gesetzten Schranken gehöre auch § 166, der aber seinerseits wieder eingeschränkt sei – die Zustände von 1495 erachtete der Senat „für glücklich überwunden". Die Einschränkung von § 166 zielte auf den Kern des eigentlichen strafrechtlichen Problems: einen möglichst objektiven Begriff der Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen herauszuarbeiten. Beyer führte dazu aus, bei früheren Reichsgerichtsentscheidungen (vgl. Bd. 61, den Prozeß gegen Zuckmayer, wo es um die Verse ging: „Die Katzen auf den Dächern schreien Weh / Wie der Herr im Garten von Gethsemane") habe man den „um Verständnis bemühten" Leser als Maßstab angenommen, jedoch heute genüge die bloße Bemühung nicht mehr, da das Verständnis zeitgenössischer Kunstwerke eine gründliche Kenntnis ihrer Techniken und Methoden erfordert. – Dem wußte die Anklage nur das von der Vorinstanz weidlich strapazierte Laienurteil entgegenzuhalten. Es komme für den Laien nicht auf den ästhetischen Gesamtzusammenhang an, sondern nur darauf, ob ein einzelner Passus in der „Missa profana" als roher Vergleich wirken könnte.

Diese Roheit lag für den Bundesanwalt in der umstrittenen 4. (Bordell-)Strophe, dem Höhepunkt der „Missa". Hier sei die Gottesmutter mit einer Hure identifiziert, denn wenn der offenbar durch „innere Zerrissenheit" gekennzeichnete Autor nur seinen Überdruß am Bordelleben hätte schildern wollen – warum heiße dann die Hure just Maria? Dieser Ratlosigkeit machte Senatspräsident Sarstedt ein Ende. Döhls „sehr ernste" kritische Gedanken über den überaus schroffen Kontrast zwischen dem religiösen Bekenntnis und dem tatsächlichen ekelhaften Treiben der Menschheit im Schatten der Atombombe seien „alles andere als banal". Von einer Identifikation der Jungfrau Maria mit einer Hure könne keine Rede sein, denn die 4. Strophe stünde in einem Kontext, der eine derartige Interpretation ausschließe. Das bloße religiöse Gefühl von Kirchenangehörigen sei zur Beurteilung einer Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen irrelevant. Und schließlich mit scharfer Kritik an der Praxis des Landgerichts Göttingen; Zeugenaussagen über deren subjektive Empfindungen seien „nicht angängig", zumal deren Vorbildung nicht ersichtlich sei. Das Landgericht habe den Sinnzusammenhang nicht gewürdigt, es bleibe am Wortlaut haften. In diesem Fall von grundsätzlicher Bedeutung erübrige sich auch die übliche Zurückverweisung an die Vorinstanz.

Erst der Vergleich mit dem Fall George Grosz, der wegen seines „Christus mit der Gasmaske" vom Reichsgericht in der Weimarer Republik auf Grund von § 166 verurteilt worden war, zeigt, wie glücklich wir sein können, heute auch solche Richter wie Sarstedt in Deutschland zu haben. Und glücklich darf sich auch Döhl schätzen, – er hätte an einem einzigen „a" scheitern können. Sein Text, von Enzensberger „geradezu als Schulbeispiel für die literarische Montage" charakterisiert, schließt nämlich mit einem Satz, der alles Vorangegangene wieder zurücknimmt, weil er, anstatt wertneutral zu zitieren, gehässig attackiert: „i t a missa est" (so ist die Messe), wogegen die liturgische Schlußformel „i t e missa est" heißt (geht, die Messe ist aus). Döhl erklärte das „a" in Göttingen als Druckfehler. Daß aber sein Manuskript aus der „prisma"-Redaktion spurlos verschwunden (!) ist, kam im milden Berliner Klima nicht mehr zur Sprache.

Klaus M. Rarisch

Leserbriefe

Mit Ihrem Artikel „Alte Kameraden" dürften Sie Ihr Mai-„Soll" an Antikommunismus wohl erfüllt haben. Um die DDR anzuschwärzen, müssen wieder einmal alle Register der Demagogie gezogen werden. Der neuerlichen Beförderung des Generals Foertsch wird die Laufbahn des pensionierten Generalmajors der „Nationalen Volksarmee" der DDR, Arno v. Lenski gegenübergestellt. Damit wird ein unterschiedlicher Beurteilungsmaßstab herangezogen. Die Mitarbeit v. Lenskis im „Nationalkomitee Freies Deutschland" wird angekreidet, unehrenhafte Motive seines antifaschistischen Kampfes werden nicht ausgeschlossen, obwohl der Verfasser hier keine konkreten Beweise vorlegen kann, sondern sich nur in Bereichen der Spekulation bewegt. Immerhin hat v. Lenski, wenn auch erst spät, bewiesen, daß er nicht mehr gewillt war, Hitler zu unterstützen. Daß er sich dabei den Kommunisten anschloß, ist eine andere Sache. – Andere Persönlichkeiten haben sich sogar erst am 20. Juli 1944 entschließen können, aktiven Widerstand zu leisten.

Im Gegensatz dazu hat General Foertsch seinem obersten Kriegsherrn Hitler treu ergeben gedient. Er ist nur einer jener Durchhaltegenerale, von denen viele in der Bundeswehr befördert werden. Die Zahl der Antifaschisten im Offizierskorps Westdeutschlands ist bedeutungslos. Foertsch ist ein Bekenntnis zum Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime schuldig geblieben. Das sollte ihn nicht gerade legitimieren, zum Generalinspekteur der Bundeswehr zu avancieren.

Außerdem unterschlagen Sie Ihren Lesern die Tatsache, daß die Nationale Volksarmee der DDR 1958/59 alle höheren Offiziere und Generale, die schon in der Nazizeit einen höheren Rang eingenommen hatten, aus dem aktiven Dienst zurückgezogen hat, darunter auch den kürzlich verstorbenen Vinzenz Müller.

Entscheidend ist aber der völlige Umbruch der gesellschaftlichen Struktur in der DDR, der allen Restbeständen nationalsozialistischen Denkens die Grundlage entzog. In der Bundesrepublik herrscht dagegen ein militanter Antikommunismus, dessen sich einst schon Hitler bediente. Antikommunismus gilt heute als Aushängeschild für demokratische Gesinnung. Deshalb greift man auf Generale zurück, die sich schon unter Hitler in dieser Hinsicht verdient gemacht haben.

Wilhelm Schönfeld, Hamburg

●

In der Ausgabe Nr. 4/61 Ihrer Zeitung befindet sich auf Seite 3 der Abdruck eines von Vertriebenen-Verbänden ausgegebenen Briefumschlags, der eine Abbildung der deutschen Vertreibungsgebiete und durch einige Zahlenangaben auch die wirtschaftliche Bedeutung dieses Gebiets für das deutsche Volk darzustellen versucht. Sie haben diese Darstellung mit der Bemerkung versehen:

„Statt einer Glosse: Ein Briefumschlag aus dem Jahre neunzehnhundertneunundsechzig!"

Es ist mir unbegreiflich, was Sie veranlaßt haben kann, das Schicksal der deutschen Ostgebiete, über dessen Ablauf Ihnen wahrscheinlich doch jede Vorstellung fehlen muß, nicht einmal mehr einer Glosse Wert zu erachten. Ist Ihnen denn nicht bewußt geworden, daß Sie damit Millionen von Heimatvertriebenen gröblich beleidigen mußten, ganz abgesehen davon, daß eine staatsrechtlich gültige Entscheidung über die Zugehörigkeit der deutschen Ostgebiete – identisch mit der im Potsdamer Abkommen enthaltenen Bestimmung über die endgültige Festsetzung der deutschen Ostgrenzen – noch gar nicht getroffen wurde?

Was eigentlich berechtigt Sie zu einer solchen hämischen Verunglimpfung des Rechtsanspruches auf die deutschen Ostgebiete? Kennen Sie diese überhaupt? Waren Sie jemals, bevor diese Gebiete unter fremde Verwaltung gestellt wurden, in Ostpreußen, Pommern oder Schlesien? Was wissen Sie vom Sudetenland? Von seinen aus ihm vertriebenen deutschen Bewohnern?

Wem wollen Sie mit Ihrer Verunglimpfung einen Dienst erweisen? Wenn sich Rußland über Ihre Veröffentlichung freuen kann, dann wahrscheinlich alle die, die dem Vormarsch des Weltkommunismus Vorschub leisten wollen. Ich kann es nicht glauben, daß Sie mit der Veröffentlichung eine solche Absicht verfolgen wollten.

Ich bin selbst Heimatvertriebener, gehöre dem Hessischen Landtag seit acht Jahren an und habe mich bislang ehrlich bemüht, einem Ausgleich der Gegensätze Wege ebnen zu helfen. Dem Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung bin ich sehr dankbar dafür, daß er mit besonderem Nachdruck die Ostkunde im Unterricht fördert, deren Zweck ja die Verbreitung des Wissens um die deutschen Ostgebiete in der heranwachsenden Jugend ist. Was Sie getan haben, kommt aber auch einer Verurteilung der Bemühungen des Herrn Ministers gleich.

Ich bin enttäuscht und bestürzt zugleich. Sie werden verstehen, daß ich mir gerade als Abgeordneter Gedanken darüber mache, zu welchen Folgen die Entwicklung an unseren Hochschulen führen muß, wenn jener Geist vorherrschend wird, der aus Ihrer Veröffentlichung spricht. Ich habe nur den einen Wunsch, daß Sie diese selbst als eine böse Entgleisung ansehen. Steht aber Vorsatz und Wille dahinter, muß man nach Mitteln suchen, wie solche Auswüchse bekämpft werden können. Gedankenfreiheit darf nicht Schrankenlosigkeit werden.

Josef Walter, MdL.
Landesvorsitzender des BvD Hessen

●

Es ist Ihr gutes Recht, sich gegen die Vorwürfe von Dr. Hans Ilau, Kronberg, (Leserbrief an die FAZ) zu wehren, wenn es wahrhaftig auch nicht sehr überzeugt! Schon Ihr Artikel „Santa Maria" (soll man das erst versichern, daß man nämlich kein Freund von Herrn Franco ist?) lag auf einer recht eindeutig-zweifelhaften Linkslinie. Der „Wohlstandsfaschismus"-Leitartikel (der Begriff, den meines Wissens Harry Pross prägte, hat durchaus – leider – seine Berechtigung –) war ja wohl kaum noch ein Zufall, wie Sie behaupten. Zufällig und nebenbei gerät solch ein Aufsatz, noch dazu in Fettdruck, nicht auf die erste Seite. Zudem ist ihre Behauptung, ehemalige Antisemiten seien heute eben Antikommunisten, doch wohl das Dümmste und Unüberlegteste, das sie schreiben konnten. Diese Annäherung an „konkret" kommt ja wohl auch in der Kopfänderung zum Ausdruck!

Kurt Rothe, Stuttgart

●

In Nr. 3 vom April 1961 brachte der DISKUS einen ganzseitigen Artikel mit der Überschrift: „Ein Jahr Nachsitzen für den VDS?". In diesem Artikel wurde der VDS im allgemeinen und meine Reform der Verbandsstruktur im besonderen recht wacker vermöbelt.

Der Artikel ist in dreifacher Weise bedeutend: 1. Ist es, solange ich den DISKUS kenne, noch nicht vorgekommen, daß er eine ganze Seite für den VDS oder einen seiner Vorsitzenden geopfert hat. Er hat mir zu dem Eindruck verholfen, daß meine Reformen bedeutender waren, als ich selbst angenommen habe. 2. Ist der böse Kritiker mein langjähriger lieber Freund und Mitarbeiter L. Krappmann aus Frankfurt, dem selbst ein Feind, wenn er einen hätte, ungewöhnliche Klugheit und große Sachkenntnis zugestehen müßte. Und 3. hat der Verfasser die Strukturveränderung so gründlich daneben verstanden, daß es mir nur durch die Tatsache erklärlich scheint, daß er während der Beratungen nur zeitweilig am Konferenzort war und somit die Argumentation wohl nicht ganz übersah. Der Verfasser und die anderen Vertreter seiner Meinung sind eine Entgegnung wert, – der Artikel – nun ja, da bin ich nicht so sicher.

Als im Januar dieses Jahres eine außerordentliche Delegierten-Konferenz sich entschloß, die bisherigen Vorsitzenden abzuberufen, waren sich die meisten Mitglieder darüber einig, daß der Grund für den traurigen Hingang dieses Vorstandes nicht nur in dessen Fähigkeit, Verbandsbeschlüsse zu ignorieren und Unfähigkeit, Ordnung in den Finanzen zu halten lag, sondern zu einem guten Teil in der Unzulänglichkeit der Verbandsstruktur. Auf Bundesebene existierten zuletzt drei Verbandsorgane: 1. Die Mitgliederversammlung: Ein wakkeres gut demokratisches Gremium, das so gut und so schlecht arbeitete, wie jedes mehr oder weniger organisierte Gremium, in dem 130 Amtsträger zu reden. 2. Gab es die Delegiertenkonferenz mit etwa 135 auf Bundesebene gewählten Delegierten. Endlich gab es 3. den Vorstand, als Executive.

Die älteren Selbstverwalter bemerkten mit steigendem Mißvergnügen, daß ihre weniger erfahrenen Kollegen auf den Mitgliederversammlungen immer mehr redeten und immer weniger zu sagen wußten und wenn auch das Recht, mit ehrlicher Überzeugung langanhaltend Wischiwaschi zu reden, zur Demokratie zu gehören scheint, wie der Umschlag zum Wahlzettel, so sprach sich doch allgemach herum, daß diese Legislative keine mehr sei, ausgenommen versehentlich. Die Folge war, daß die Aufgaben der Legislativen mehr und mehr von dem kleineren, arbeitsfähigeren und bei weitem erfahreneren Gremium der Delegiertenkonferenz wahrgenommen wurden. Es wäre nun alles sehr schön und gedeihlich gewesen, wenn es bei der ursprünglichen Größe der Delegiertenkonferenz, – nämlich 10, später etwa 20 Delegierte geblieben wäre. Aber mit dem Personalstamm der Bundesgeschäftsstelle, der um rund 40 Prozent zunahm und dem Jahreshaushalt, der um rund 50 Prozent stieg und vor allem mit den Aufgaben, die der Verband übernahm und die um ein Vielfaches zunahmen, wuchs auch die Delegiertenkonferenz bis zu 40 redeberechtigten Teilnehmern. Während nun die erstgenannten Dinge in Grenzen noch die Bedeutung des Verbandes heben, war Letzteres für die Arbeitsleistung der Delegiertenkonferenz vernichtend, denn es zeigte sich, daß 40 Selbstverwalter auf einer Delegiertenkonferenz nicht viel besser sind, als 140 auf einer Mitgliederversammlung.

Herr Krappmann drückt seine Verwunderung aus, daß gerade ich die Strukturänderung in Angriff nahm, „als deren schärfster Gegner (ich) bis zum Sesselwechsel am 7. Januar gegolten hatte". Ich wundert nur seine Verwunderung. Es ist richtig, wenn er sagt, daß „seit Jahren alle Vorstände (versuchten), sich die lästige DK vom Halse zu schaffen" und ich bin heute stolz darauf, daß es dem LV Hessen, dem ich damals das Vergnügen hatte vorzusitzen, weiland gelungen ist, unter Anwendung der finstersten geschäftsordnungsmäßigen Tricks die Abschaffung der DK zu verhindern. Damals versuchte nämlich ein Vorstand, die DK abzuschaffen, ohne ein anderes brauchbares legislatives Gremium zu schaffen und bisher war von den vorhandenen Organen die DK zweifellos trotz aller Schwächen das Brauchbarste.

Wie Krappmann allerdings zu der Feststellung kommt, „an Strukturänderung denkt er nicht", weiß ich nicht, denn es ist ihm ohne Zweifel nicht verborgen geblieben, daß ich drei Semester lang als Vorsitzender und Mitglied in einem auf meine Anregung geschaffenen Strukturausschuß saß.

Die Änderung der Struktur, wie meine Kollegen und ich sie nun vorgeschlagen haben, hatte nur den Sinn, die Organisation des Verbandes klar und übersichtlich zu machen und arbeitsfähige Organe zu schaffen. Mit der Annahme unseres Vorschlages, die einstimmig gegen die Stimmen der Hessen erfolgte, ist dies nach meiner Ansicht erreicht.

Krappmann klagt, der VDS sei mit „wenig Inhalt" versehen und „(fülle) seine Tage mit Strukturdebatten" – ich weiß kein besseres Argument für eine Reform. Sollten wir etwa wieder einmal drei Tage lang über Mängel im Aufbau klagen und sie am vierten Tag bestehen lassen? Krappmann sagt, „weil wir einen VDS brauchen, bedauern wir diesen Leerlauf". Weil wir einen VDS brauchen, mußten wir ihn arbeitsfähig machen. Geben wir dem Verband eine Chance.

Es ist viel gerätselt worden, warum die einzige Opposition gerade aus Hessen kam. Wie ich meine Hessen kenne, haben sie es sich gut überlegt. Ich weiß es nicht: vielleicht ist es auch – mit Verlaub – die Sache mit dem Propheten und seinem Heimatland. Oder sollte Krappmann gar recht haben, wenn er sagt, daß die Hessen nicht so schnell umschalten konnten? Das wäre allerdings mal was Neues in diesem Landesverband.

Wenn es aber stimmt – Ihr lieben Hessen, wenn Ihr wieder etwas nicht versteht, dann fragt doch lieber mich, aber schreibt nicht solche Artikel. Für mich ist das unangenehm und für Euch peinlich.

Wilfried Fass, Ffm.

●

Nach mehrfacher Lektüre des enzyklopädischen Aufsatzes von Theo Tupetz weiß der Leser zwar, daß der Verfasser den Entwurf eines Landesgesetzes zur Umwandlung der hessischen Studentenwerke in Anstalten öffentlichen Rechts ablehnt, er weiß aber nicht, welche Folgerungen für die Rechtsform der Studentenwerke der Verfasser aus seinen historisch-juristischen Ausführungen zieht. Es ist wohl richtig, daß die ersten Studentenwerke nach dem ersten Weltkrieg wesentlich durch die Initiative von Studenten gegründet worden sind. Von Anfang an haben aber auch Hochschullehrer, Wirtschaftler und Politiker in den Studentenwerken mitgearbeitet. Ihre Rolle hat an Bedeutung in dem Maße gewonnen, wie mit größerem zeitlichen Abstand vom Ende des ersten Weltkrieges das Durchschnittsalter der Studenten sank. Leider erwähnt Tupetz diese Entwicklung mit keinem Wort.

Heute sind die Studentenwerke eng mit ihren Hochschulen verbunden. Überall sind Hochschullehrer die Vorsitzenden der Studentenwerke, in den meisten Fällen werden sie von den Senaten der wissenschaftlichen Hochschulen dazu gewählt. Die Studentenwerke sind akademische Hilfswerke, sie sind keine Einrichtungen der Studentenschaft allein. Es wäre auch undenkbar, daß Wirtschaftsunternehmen von der Größe der heutigen Studentenwerke allein von Studenten geleitet würden. Dazu ist die Studentenschaft infolge der Jugendlichkeit und relativen Unerfahrenheit ihrer Mitglieder kontinuierlich nicht in der Lage.

Die Wahl der Rechtsform der Studentenwerke sollte nur eine Frage der Zweckmäßigkeit sein, nicht eine der Dogmatik oder der Ideologie. Seit dem zweiten Weltkrieg hat sich bei den Studentenwerken die Rechtsform des eingetragenen Vereins so gut bewährt wie die der Anstalt öffentlichen Rechts oder gar der Stiftung öffentlichen Rechts. Die Studentenwerke in Bayern sind seit 1947 Anstalten des öffentlichen Rechts, ohne daß sie mehr „staatlicher Leitung und Lenkung unterworfen" wären als die Studentenwerke in der Rechtsform des eingetragenen Vereins in den anderen Ländern. Die Hauptsache ist, daß die willensbildenden Organe der Studentenwerke mehrheitlich mit Vertretern der Organe der akademischen Selbstverwaltung besetzt sind, wie es auch der Entwurf des Hessengesetzes vorsieht. Hinsichtlich des Hessengesetzes ist Tupetz allerdings darin recht zu geben, daß der vorgesehene § 17 gefährlich ist.

Rolf Möller
Deutsches Studentenwerk Bonn

●

National denken und handeln ist Ehrensache, eine Ehre! Nur Menschen die Ehrgefühl haben und eine Ehre besitzen, handeln national. So zum Beispiel: Winston Churchill, Charles de Gaulle, John F. Kennedy, aber selbst auch Nikita Chruschtschow, Mao Tse Tung und hundertmillionen andere mehr.

Alfred Höhne, Frankfurt

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Wolf Calebow, Alexander Gockel, Hartmut Rotter, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gockel (Hochschulpolitik), Peter-K. Iden (Ausland), Malte J. Rauch (Politik), Ror Wolf (Feuilleton), Mitarbeiter Wolfgang Vogel.
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Mertonstr. 26, Tel. 77 06 43 188.
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow, Frankfurt am Main, Mertonstraße 26. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158. Commerzbank Nr. 42 197 (Vertrieb).
Manuskripte sind zu richten an DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung, Universität Frankfurt am Main, Mertonstr. 26, Telefon 77 06 43 188. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Abonnements zum Preis von DM 3,– jährlich nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach (Main), Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

ex nuce

das heißt: aus der Nuß. Jedes Stück Geld ist eine Litfaßsäule in der Brusttasche und damit ein möglicher Griff in die Herznähe eines jeden Staatsbürgers, – Brief-„Marken sind die Visitenkarten, die die ... Staaten in der Kinderstube abgeben" (Benjamin): also rücken wir die Stühlchen. Die Dame auf der Titelseite des bundesrepublikanischen Zwanzigmarkscheins neuer Serie ist ein weiblicher Fugger mit Doppelkinn, – sie bringt dem braungelockten Braunhut, der mit seiner Handelskogge schon längere Zeit auf unseren Fünfzigmarkpapieren in Umlauf ist, nicht nur die Haube überm Hinterkopf, sondern, blättert man ihr in den Rücken, sowohl ein Blas- wie auch Streichinstrument mit in die Ehe: er hat den „faustischen" Blick in die Weltweite, sie aber hat das Auge, mit dem man einen Radetzky-Marsch verinnerlicht; in ihren Mundwinkeln spielt die „herbe deutsche Seele", die vor Verschlossenheit nicht weiß wohin als in den Konzertsaal. Klappern wir mit den Sesselchen, das Pärchen, von dem die Rede ist, harmoniert: er hat ganz sicher etwas von Richard Wagner oder zumindest doch etwas von einer Figur aus dessen Opernarsenal, sie ihrerseits ist das „deutsche Wesen" in Person, das sich in Tracht wirft, eine Frau von jenem Schlag, den Goering schätzte, – man erinnert sich, daß dieses Duo schon einmal, guckt man unter die Briefmarkenserien der Jahre 1933/35, zur Einleitung einer „Ära" aufgespielt hat; dort findet sich auch schon der Kopf Johann Sebastian Bachs in gezacktem Kranz, der nun anstelle des emeritierten Heuss-Profils im vorläufigen Verein mit Albrecht Dürer die Bundesrepublik postalisch im In- und Ausland repräsentieren soll: dies und das sei, um Mißverständnissen, die nun einmal in der Luft liegen, aus dem Weg zu gehen, motivsammelnden Philatelisten ins Merkheft gesagt. Daß man an der „künstlerischen Gestaltung" des neuen Geldscheins ablesen kann, aus welcher falschen Form-Fassade und aus welcher staubigen Kulisse hier Farbe gesaugt wird, sei ein Hinweis für Numismatiker – die Beteuerungen vom Sonntagsrednerpult, die Vergangenheit sei abgetan, müssen solange Phrase bleiben als man anderwärts und nicht nur in der politischen Auseinandersetzung mit einer apodiktischen Sprechweise auftrumpft, die nur gering gegen die vor neunzehnhundertfünfundvierzig absticht – das Gerede vom deutschen Volk der „Denker, Dichter und Musiker" ist schon seit mehr als einem halben Jahrhundert ein probater Augenkleister.

Karl Riha

Wo lebt Deutschland?

Während unsere offizielle Deutschlandpolitik den Eindruck erweckt, als könne sie es sich leisten, auf Initiative und Gedankenreichtum zu verzichten und die Wiedervereinigung ohne unser Zutun von einer plötzlichen Sinneswandlung der russischen Machthaber zu erwarten, wird in Westdeutschland an einer Bewußtseinsbildung gearbeitet, die eine weitere Belastung der Wiedervereinigung sein kann.

Hier handelt es sich zunächst um den Streit über die Rechtsnachfolge des Deutschen Reiches und ob die Bundesrepublik ein Provisorium sei. Die Schöpfer des Grundgesetzes sind zweifelsohne von dieser Vorstellung ausgegangen. Aber mit der institutionellen Verfestigung der Bundesrepublik wird eine solche Behauptung immer mehr als ketzerisch empfunden und einer der außenpolitischen Hauptsprecher der CDU-CSU-Fraktion Freiherr zu Guttenberg meinte sogar feststellen zu können: „Deutschland besteht. Es lebt in der BR und nur in der Bundesrepublik" (laut FAZ vom 15. 2. 1961). Diese These ist juristisch unhaltbar. Aber viel gefährlicher als der Mißbrauch juristischer Argumentation zur Begründung politischer Ansicht scheint die hierin ausgedrückte Meinung, die Bundesrepublik sei mit Deutschland gleichzusetzen während die Deutschen in der Sowjetzone außerhalb ständen. Dazu auch der Satz, daß die „17 Millionen Deutschen in der Sowjetzone die letzten Kriegsgefangenen des 2. Weltkriegs" seien. Lebt Deutschland nicht genauso in der „DDR", wo 17 Millionen Menschen noch heute stellvertretend die Folgen des gemeinsam begonnenen Krieges allein zu tragen haben. Wer glaubt, daß sich diese große Leidensgemeinschaft lediglich der Bundesrepublik frohlockend „anschließen" will, setzt sich dem Vorwurf aus, keine allzu tiefen Überlegungen angestellt zu haben.

Des weiteren sehen wir uns augenblicklich einer wachsenden Flut von „Stimmungsberichten" gegenüber, die davon zu erzählen wissen, daß sich die Zonenbevölkerung mit dem System abgefunden habe (vgl. z. B. Fack in FAZ vom 28. 3. 1961). Dabei wird doch nur eine Erscheinung beobachtet, die sich zwangsläufig einstellt, wenn Menschen die Hoffnung aufgegeben haben, alsbald von einer Diktatur befreit zu werden. Sie müssen sich in diesem System irgendwie einrichten, um nicht in Verzweiflung zu verfallen. Und was haben wohl diese kurzfristigen Besucher geahnt von dem zermürbenden Kleinkrieg, den die Menschen alltäglich gegen Propaganda und Allmacht des Staates zu führen haben? Könnte es uns lieb sein, wenn sie sich nochmals zu der Verzweiflungstat eines erfolglosen Aufstandes hinreißen ließen? Und haben solche leichtfertigen Gerüchtemacher auch den Schaden vorausgesehen, den sie anrichten, wenn sie diese Entwicklung auf die „negative Auslese" zurückführen, die bei der dauernden Flucht schließlich in der Ostzone zurückbleibe? Wie sollen wir dieser für die Wiedervereinigung bedrohlichen Abwanderung nach dem Westen entgegenwirken, wenn diejenigen, die den Mut, die Opferbereitschaft und Zähigkeit haben, den gefahrvollen und mühseligen Weg des Bleibens zu wählen, vom sicheren Port als negative Auslese bezeichnet werden.

Was wir brauchen ist das Bewußtsein, daß wir mit der Wiedervereinigung nicht unbeschränkt Zeit haben. Eine Haltung, die sich damit begnügt, die Wiedervereinigung als ein Werk von Generationen anzusehen, können sich nur stumpfe oder ideenlose oder senile Menschen erlauben.

Jan Reimer Haase

HANS MAGNUS ENZENSBERGER:

Algerien ist überall

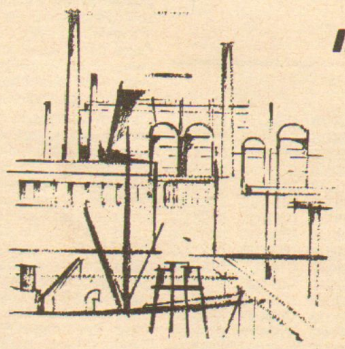
Meine Damen und Herren, ich habe eine Einladung an sie. Ich möchte Sie zu einer Sache einladen, von der Sie nichts wissen wollen, zu einer Sache, von der eigentlich niemand etwas wissen will. Es ist eine Sache, die alle angeht. Es ist eine alte Sache. Es ist eine Sache, die mehr als sechs Jahre alt ist. Sie heißt Algerien. Was wissen wir davon, und was wollen wir davon wissen? So gut wie nichts.

Ich möchte Sie zu einer Ausstellung einladen, die in diesen Monaten in Deutschland zu sehen ist. Es ist keine glanzvoll montierte Ausstellung, kein perfektes Produkt einer public-relations-Abteilung, es gibt keine public-relations-Abteilung für das was dort gezeigt wird: zwei Dutzend Papptafeln vollgeklebt mit Bildern, Dokumenten, Fotokopien, Zeitungsausschnitten, Briefen, Statistiken. Das hat einige deutsche Studenten fünf Monate Zeit und ein paar hundert Mark, das heißt, ungefähr soviel gekostet, wie sie in ihren Semesterferien verdient haben. Sie haben niemanden gefunden, der ihre Arbeit finanziert hätte. Sie sind nirgends eingeladen worden. Die Presse hat ihre Arbeit fast überall totgeschwiegen. An unseren Volkshochschulen kann man in jeder größeren Stadt Deutschlands über Minnesang und Kaninchenzucht Vorträge hören. Dichterlesungen machen volle Kassen, es werden Kulturkongresse zu Dutzenden veranstaltet und jedem Kulturreferenten fällt noch ein kleines Festival ein. Aber von Algerien will niemand etwas wissen. Von dieser Ausstellung will unsere Regierung nichts wissen, unsere Presse nicht, unsere Universitäten nicht, unsere Studentenausschüsse nicht, kein Fördererkreis, keine Stadtverwaltung, keine Partei, die Antikommunisten nicht, die Kommunisten nicht, die französische Botschaft nicht und vermutlich nicht einmal die offiziellen Stellen der Algerier; denn auch die Verbrechen der FLN verheimlicht diese Ausstellung nicht.

Wir sind überflutet von Informationen, wir haben Maschinen und Kanäle vollgestopft mit Programmen und Nachrichten, aber unsere Informationswelt ist so beschaffen, daß das wichtigste keinen Platz darin hat. Der Satz läßt sich umkehren: was keinen Platz hat, wovon niemand etwas wissen will, das ist das Wichtigste. Diese Ausstellung ist zwischen allen denkbaren Stühlen aufgerichtet. Das ist ein Beweis dafür, daß sie gerecht, notwendig und unanfechtbar ist.

Ich kann mir keine Beschreibung denken, die diesen Bildern angemessen wäre. Wenn Sie unsere Kultur besichtigen wollen, gehen Sie nicht zu einem Kulturkongreß, gehen sie zu keiner Dichterlesung, gehen Sie in diese Ausstellung. Sie wird Ihnen keine Freude machen. Denn was dort ausgestellt ist, das sind nicht die andern, das sind wir selber. Die Leute in den Konzentrationslagern, die verhungerten, die gefolterten, das sind wir – und wir sind die Henkersknechte, die Bombenwerfer und die Kapos.

Ich rede von keiner höhern Warte, ich meine das was ich sage ganz wörtlich und ganz genau. Wir sind Komplizen. Algerien ist überall, es ist auch hier, wie Auschwitz, Hiroshima und Budapest. Ich will Ihnen erklären, warum. Der algerische Krieg wird in unserm Namen geführt, er wird geführt mit den Truppen der NATO, von den Stützpunkten der NATO aus, mit dem Kriegsmaterial und auf Kosten der NATO. Jeder Franc, mit dem die Napalmbomben und die Folterer bezahlt werden, erscheint auf der Zahlungsbilanz zur „gemeinsamen Verteidigung" der NATO. Das Auswärtige Amt verlangt „Rücksicht und Verständnis gegenüber unserm Bündnispartner". Herr Jaeger, Vizepräsident des von uns gewählten Parlamentes, ist, wie er sagt, zu der Überzeugung gekommen, daß die Sache Frankreichs in Algerien die Sache Europas, der Vernunft und der Zivilisation ist. Ich fürchte, er hat recht. Wir sind die Auftraggeber, in unserm Namen wird gehandelt, was auf den Papptafeln der Ausstellung zu sehen ist, dafür stehen wir ein. Wenn unsere Regierung Algerier an die französische Polizei ausliefert, ihnen das Asylrecht verweigert, wenn unser Land keine algerischen Arbeiter aufnimmt, wenn es keine Hilfe leistet für die Kinder, die in den Lagern verhungern, dann unterbleibt all dies in unserm Auftrag. Wir sind dafür haftbar zu machen, und wir werden dafür haftbar gemacht werden. Wenn wir das Recht der freien Selbstbestimmung für unsere Landsleute in der DDR verlangen, wenn wir gegen die Urteile Ulbrichts protestieren, wer wird uns glauben? Wer wird uns glauben, wenn wir von 800 000 getöteten Algeriern nichts wissen wollen? Schon einmal haben wir alle miteinander nichts wissen wollen. Wir haben von sechs Millionen ermordeten Juden nichts wissen wollen. Damals hieß es: Man hat uns alles verschwiegen, wir konnten nichts machen, der Diktator war allmächtig. Heute haben wir keinen allmächtigen Diktator. Wir können uns unterrichten, wir können sogar helfen. Wir haben keine Ausreden mehr. Wir wissen, was wir tun und was wir geschehen lassen. Auf zwei Dutzend Papptafeln steht es geschrieben. Es kommt heraus, es kommt ans Licht, es läßt sich nicht verschweigen. Nichts läßt sich mehr verschweigen. Die Ämter und die Referenten, die Weltblätter und Provinzzeitungen, die riesige Maschine der Irreführung wird den ungleichen Kampf gegen zwei Dutzend Papptafeln verlieren, auf denen die Wahrheit steht. Ich lade Sie ein, die Schrift zu lesen. Es ist die Feuerschrift auf unserer Wand. Daran können wir ablesen wer wir sind und was uns bevorsteht, wenn wir uns nicht wehren. Hilfe, sofortige Abhilfe: Das ist ein Gebot nicht bloß der Menschlichkeit, sondern der Notwehr, denn unteilbar ist nicht nur der Friede und die Freiheit, unteilbar ist auch die Folter, der Hunger und der Krieg. Entweder wir schaffen sie, oder sie schaffen uns ab.



In allen Geldangelegenheiten

beraten wir Sie
fachkundig und zuverlässig.
Eine Verbindung mit uns
lohnt sich immer

COMMERZBANK

Geschäftsstellen überall in der Bundesrepublik und in West-Berlin

Ein kritischer Blick über'n großen Teich

Bis auf den heutigen Tag sind das „Dritte Reich" und dessen Herr und Begründer, Adolf Hitler, Gegenstand publizistischer Bemühungen verschiedensten Charakters. Nur ein Bruchteil dieses Schrifttums wird die Konjunktur überdauern, auf deren vielfach tagespolitisch bedingte Auslösungsmomente das Schlagwort von „Der Bewältigung der Vergangenheit" einen guten Hinweis gibt. William Shirers Studie „The Rise and Fall of the Third Reich" wird sicherlich zu diesen wenigen Arbeiten gehören, denen ein bleibender Wert nicht abzusprechen ist.

Allein schon die für die amerikanische Historiographie ungewöhnliche Akribie, mit der Shirer das sehr umfangreiche dokumentarische Material bei seiner Darstellung der Geschichte des Dritten Reiches berücksichtigt, läßt diese Feststellung gerechtfertigt erscheinen. Seine Arbeit stützt sich nicht nur auf die bisher von den ehemaligen Alliierten veranlaßten auszugsweisen Veröffentlichungen, der in ihrem Besitz befindlichen deutschen Akten, sondern auch sehr wesentlich auf bisher unveröffentlichtes Material, vornehmlich aus den Archiven des US-State Department. Es ist gerade dieser Umstand, daß die Quellenlage für die Geschichte des Dritten Reiches so besonders günstig ist, der, wie Bill Shirer im Vorwort seines Buches selbst bekennt, ihn zu dieser Studie angeregt hat. Nicht etwa die Tatsache, daß er als europäischer Korrespondent der Chicago Tribune und des Columbia Broadcasting Service in der Zeit von 1926—1941 viele der in seinem Buch geschilderten Ereignisse aus eigener Anschauung kennt.

Sein Bestreben, als Verfasser der Geschichte des Dritten Reiches zuvörderst als um strenge Objektivität bemühter Historiker zu erscheinen, hat sein Buch weitgehend geprägt. Nur allzu oft wird dem Detail mit einem Fanatismus gehuldigt, der die Einheit seines Werkes zerbrechen würde, wäre es nicht mit der gewandten Feder eines erprobten Journalisten abgefaßt. Allerdings ist es keineswegs so, daß Shirer bei all seiner Hingabe an die Historie den fixen Praktiken der Journaille völlig entsagt hätte. Wenn er dem abenteuerlichen Plan wirrköpfiger SS-Schergen, die „Windsors" zu kidnappen, ein ganzes umfangreiches Kapitel widmet, was vom historiographischen Standpunkt her nicht zu rechtfertigen ist, so kann das nur darauf abzielen, mit dem Einbau einer spannenden Story einen verkaufsfördernden Effekt zu bewirken. Die Bedenken, die diese Kritik wachruft, dürften indes vergleichsweise harmlos erscheinen gegenüber jenen, die vielen besonders deutschen Lesern angesichts der zentralen Aussage von Shirers Untersuchung aufkommen mögen.

Es liegt nahe, Shirers Studie mit der Alan Bullocks zu vergleichen. Und in der Tat gibt es nichts besseres als diesen Vergleich, um das Ergebnis von Shirers Studie zu fixieren und seinen Standort von dem des Engländers abzusetzen. Alan Bullock fügt die Geschichte des Dritten Reiches in eine Biographie Hitlers ein. Offenbar, weil seine Forschungen ihn zu der Ansicht geführt haben, daß das Heraufkommen des Dritten Reiches unauflöslich mit der „dämonischen" Gestalt Hitlers verknüpft ist. Bullock berichtet von einer gleichsam satanischen Macht, die unvermittelt in die Geschichte eines Volkes einbricht und ihren weiteren Ablauf aufs verhängnisvollste bestimmt. Bill Shirer sieht das anders. In seinem Kapitel „The Historical Roots of the Third Reich" versucht er nachzuweisen, wie schon in vielen Jahrhunderten deutscher Geschichte sich bestimmte Gegebenheiten verfestigten, die dann die Entstehung des Dritten Reiches ermöglichten. Mit leichter Hand, aber doch eben noch als Anklage wahrnehmbar, werden die nach Shirer dafür maßgeblichen Persönlichkeiten und Ereignisse aus der politischen und Geistesgeschichte des deutschen Volkes aufgereiht. „Martin Luther, this towering but erratic genius, . . . , who combined in his tempestuous character so many of the best and the worst qualities of the Germans." Bismarck, der Junker, dessen Reichsgründung mit einem „fatal flaw" behaftet ist. Diese und ähnliche kritische Bemerkungen Shirers haben an sich durchaus ihre Berechtigung, jedoch die fragmentarische Form, in der sie vorgetragen werden, führt zu einer Deutung der deutschen Geschichte, die bei aller Einsicht und Selbstkritik nicht mehr akzeptiert werden kann. Auch in der deutschen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts waren Leibniz, Kant und Herder dominierend und haben zusammen mit Goethe, Schiller und Beethoven ihren Ausdruck bestimmt, diese Rolle Richard Wagner oder Treitschke zuzuweisen, bedeutet ungeachtet deren Einfluß ein tragisches Verkennen, daß dem an vielen Stellen sauber gearbeiteten Werk William L. Shirers, die ungeteilte Zustimmung entziehen wird.

Detrek Bromberg

W. L. Shirer: The Rise and Fall of the Third Reich. Secker & Warburg, London. Preis 42,– DM.

Von der Maas bis an die Memel

Ärgernisse von Gerhard Zwerenz

Ein Buch wird oft schon dann als „unbequem" und „jenseits aller Konventionen" gepriesen, wenn es nur mit neuen Vorurteilen eingespielte alte Lügen erschlägt. Von Kuby bis hin zu Martini engagiert man sich an Phrasen und ist des Effekts und Erfolges sicher.

Die „Ärgernisse" des Gerhard Zwerenz sind keine Roßtäuscherarbeit. Hier schreibt einer, dem es bitter ernst ist mit der Freiheit. Er hat die DDR-Zwangsjacke nicht abgeworfen, um dafür unseren goldenen Käfig zu loben; für ihn sind Käfig und Zwangsjacke nur verschiedene Methoden zur Herstellung von Untertanen. Die einen knüppeln und sperren ein, die andern dressieren in Freiheit.

Zwerenz hat nicht gelernt, sich's zwischen Phrasen gutgehn zu lassen, er hat noch den bösen Blick gegen unsere Wunder und Fassaden. Er zeigt, weshalb die westdeutsche Linke mitsamt den aufsässigen Ästheten derzeit an politischer Impotenz krankt, — und die SPD sollte sich ins Merkheft schreiben, daß man sich Politik nicht vom Meinungsforschungsinstitut liefern läßt. Er sagt Nein zu dem Versuch der ansonsten so experimentierfeindlichen Biedermänner, die Bundesrepublik zum Entwicklungsland der Restauration zu machen. „Die deutsche Rechte hat den deutschen Staatskarren nicht nur immer in den Dreck gefahren, sie hat auch die deutsche Linke im Vorhinein immer untauglich gemacht, ihn wieder herauszuziehen. Die deutsche Rechte erwies sich jeweils in der Innenpolitik als zu stark, so daß sie nur außenpolitisch, d. h. durch einen Krieg besiegt werden konnte."

Zumindest der erste Satz ist brandaktuell.

Der Ulbricht-Gegner Zwerenz hat drüben gelernt, daß man die Usurpatoren einer Idee bloß beim Wort nehmen muß, um sie als Lügner zu entlarven. Er tat es und mußte flüchten. Jetzt fragt er in der BRD, was der Franco eigentlich verteidigt und weshalb der Dr. Jaeger, Vizepräsident des Bundestags, den Diktator Franco lobt. Ergebnis: Ärgernisse.

Der Ex-Kommunist Zwerenz schreibt drei Sätze über unsere Vorstellung von den Kommunisten und über die wirklichen Gefahren des Kommunismus, und schon sterben unsere Ammenmärchen von den bösen Roten an ihrer eigenen Dummheit.

Zwerenz gibt keine Rezepte, mißtraut den Programmen, verschreibt sich keiner Partei und schließt keinen Frieden mit den Mächtigen (was kein Dichter tun dürfe — aber der „Dichter" Zwerenz soll nicht hervorgekehrt werden, denn es genügt, daß er es selbst mehrmals tut und dem Leser damit Durststrecken zu überwinden gibt). Er schwelgt nicht im Negativen. Er ist nicht bloß für eine bessere Welt (und den Himmel), sondern kämpft auch gegen die schlechte, indem er deren Herren und Verbände beim richtigen Namen nennt.

Und zwanzig Artikel, in denen Minister und Lehrer und Richter über die mangelnde „Bewältigung der Vergangenheit" jammern, sind ein Dreck gegen das, was Zwerenz über die Verfasser solcher Artikel und die von ihnen betrogene Jugend schreibt:

„Wenn es eine ausgebeutete und unterdrückte Klasse gibt in einem Volke, so ist es jeweils die Jugend. Das Geschrei der Alten und Uralten über die Unbotmäßigkeit der Jugend ist nur der Versuch, die Stimme der eigenen Schuld zu übertönen ... Ein Lehrer, der vor der Jugend bestehen will, muß eine integre Moral bezeugen, will er Achtung und Aufrichtigkeit finden. Diese alte Generation ... kann diesen Anspruch nicht erheben ... Die Jugend beharrt nicht auf einem ewigen Stand der Schuld, aber die Befreiung von Schuld bedarf einer größeren und verbürgteren Anstrengung."

Die „Ärgernisse" sind in Anlage und Intention fast mit Max Frischs „Tagebuch" vergleichbar. Hier wie dort wird die bürgerliche Scheinheiligkeit bloßgestellt, wird eine „lebbare Sittlichkeit" gesucht. Zwerenz hat weder Parteibuch noch Konfessionsbuch in der Tasche, ist in puncto Diktatur durch Erfahrung klug und empfindlich geworden, verzichtet auf Phrasen zugunsten eigener Gedanken — da bleibt nur der Wunsch, daß er lernt, ein Buch vom ersten bis zum letzten Satz in gutem Deutsch zu schreiben. In den „Ärgernissen" ärgert leider auch der viel zu häufig gebrauchte Leitartikelstil.

Manfred Müller

Gerhard Zwerenz: „Ärgernisse — Von der Maas bis an die Memel". Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, 1961. 341 S., 16,80 DM.

Die Akademikerin

Der Stifterverband für die deutsche Wissenschaft gibt mit seinem Jahrbuch 1960 „Die Akademikerin" auf knappem Raum einen Überblick über die Entwicklung des Frauenstudiums und seine Bedeutung im öffentlichen Leben. Diese Veröffentlichung will keine Monographie der Akademikerin bieten, vielmehr trägt sie den Charakter eines Almanachs, in dem Frauen aus den verschiedensten akademischen Berufen auf einige Aufgaben und Probleme hinweisen, die die heutige Berufswelt für die Ärztin, Richterin, Anwältin oder Theologin bereithält. Die Dynamik, die in unserer Zeit die Bewegung zur Erweiterung des Frauenstudiums vorantreibt, tritt anschaulich hervor.

Das Jahrbuch des Stifterverbandes läßt ganz deutlich werden, daß Frauen mit Hochschulbildung aus allen Bereichen unseres öffentlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens nicht mehr fortzudenken und zu entbehren sind. Die Ausführungen dieser gehaltvollen Broschüre sollten daher endlich die Ewig-Gestrigen verstummen lassen, die in der Frau nur das Muttchen am trauten Herd oder ein Requisit der Freizeitgestaltung sehen.

Frau Wilhelmine Lübke, die Gattin des Bundespräsidenten, hat dem Jahrbuch ein Geleitwort vorausgeschickt, das für die im Beruf wirkenden Akademikerinnen ein Zeichen voller Anerkennung und für die angehenden ein Appell zur Bewährung sein wird.

Lucie K. Jeuthe

(Das Jahrbuch 1960 des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft „Die Akademikerin" ist im Buchhandel nicht erhältlich. Es kann nur unmittelbar von der Hauptverwaltung des Stifterverbandes, Essen-Bredeney, bezogen werden.)

DISKUS DISKUS

JAHRESABONNEMENT 3 DM

DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS
DISKUS DISKUS DISKUS DISKUS

donald b. kuspit

amerikanische notizen

Die meisten Amerikaner finden den deutschen Wahlkampf blöd; vor allem, weil es bei dieser Wahl weniger um Deutschland, dafür aber um so mehr um politische Macht zu gehen scheint. Sowohl Adenauer wie Brandt haben den neugewählten amerikanischen Präsidenten aufgesucht, um sich seinen Segen zu holen. Das ist eine alte Übung der Kandidaten für die Gouverneurswahlen in den amerikanischen Einzelstaaten. Fast könnte man meinen, Adenauer und Brandt strebten nach der Gouverneurswürde in einem Staat im Wilden Westen Amerikas. Könnte man Adenauer als Republikaner und Brandt als Demokraten bezeichnen? Aber warum sollten Kandidaten konkurrierender Parteien die Protektion des Führers der Demokratischen Partei suchen? Weil es in diesem deutschen Wahlkampf nicht um parteipolitische Fragen geht — man hat in Amerika mit Interesse den Ideenausverkauf der SPD auf ihrem Godesberger Parteitag beobachtet, — es geht allein darum, zu siegen — und Präsident Kennedy war im amerikanischen Wahlkampf Sieger (bis jetzt scheint er wenig mehr zu sein).

Welches Programm bieten Adenauer und Brandt für die Zukunft, fragt man sich in Amerika. Zahlreiche Kenner der deutschen Verhältnisse meinen, man könne diese Frage mit einem Wort beantworten, das eine international bekannte deutsche Tugend bezeichne: Phlegma. Diese Beobachter meinen, das Programm für die Zukunft sei das Phlegma der Gegenwart. Eine Reihe amerikanischer Leitartikler ist der Auffassung, daß in Deutschland wirklich entscheidende Wahlen erst nach Adenauers Tod stattfinden werden. Diese Männer sehen in Adenauer einen Führer aus der Nachkriegszeit, nicht aber einen Führer in die Zukunft. Zwar würdigt man Adenauers Verdienst um den Wiederaufbau Deutschlands, meint aber, daß durch das Wirtschaftswunder zugleich der Geist Deutschlands zerstört worden sei. Die Zukunft Deutschlands im 20. Jahrhundert — so meinen vor allem amerikanische Historiker, Politwissenschaftler und Soziologen — müsse eine Zukunft sein, die sich von den Fragestellungen des zweiten Weltkrieges löse, also von dem Fragenkomplex der Vereinigung aller Deutschen in einem Staat und von rein ökonomischen Überlegungen. Nach dem Massaker des zweiten Weltkrieges gäbe es für Deutschland nur eine Aufgabe: sich von der Hypnose vergänglichen Reichtums freizumachen und seine geistige Kraft wiederzugewinnen. Adenauer habe sich nur um die materiellen Bedürfnisse Deutschlands gekümmert, so heißt es, und diese materiellen Interessen hätten Deutschland in eine Sackgasse der Prosperität geführt, in der kein Platz sei für eine Besinnung auf die jüngste Vergangenheit. — Diese Prosperität deutet man in Amerika nicht selten als die bewußte Gleichgültigkeit gegenüber einer faulen Vergangenheit. — Nach dieser Logik müßte Adenauer als Champion der Demoralisierung Deutschlands in die Geschichte eingehen. Adenauer, so meinen diese Deutschlandkritiker, habe kein Verhältnis zur Zukunft Deutschlands, weil er lediglich daran interessiert gewesen sei, die Gegenwart aufzubauen, um die Schrecken der Vergangenheit zuzudecken. Wenngleich man in diesen Kreisen Adenauers Bemühen um eine Bindung Deutschlands an den Westen und an die Vereinigten Staaten als das Bemühen um eine neue deutsche politische Moral anerkennt, betrachtet man doch diese Moral selber als falsch, weil sie Deutschlands Schuld am zweiten Weltkrieg außer acht lasse. Nicht nur seine Schuld gegenüber der Welt wegen der Nazi-Barbarei, sondern auch seine Schuld gegenüber seiner gesamten Geistesgeschichte. Weder Adenauer noch Brandt traut man einen Sinn für die Zukunft Deutschlands zu. Und Deutschland, so meint man vielfach, könne solange keine wirkliche Zukunft haben, bis die Jugend der Nachkriegszeit ins regierungsfähige Alter gekommen sei. Das Deutschland der Zukunft könne nicht von Leuten mit einer toten Vorkriegsmentalität errichtet werden — mit einer Mentalität der Selbstgerechtigkeit und der Rationalisierung.

Brandt ist auch in Amerika häufig als Gummimann bezeichnet worden. Aber könnte man das nicht auch von Adenauer sagen? Nur, daß der Gummi, aus dem Adenauer besteht, inzwischen hart geworden ist. Adenauer — und mit ihm Deutschland — wird in Amerika als Symbol der Festigkeit angesehen. Aber vielfach ist in Amerika die Meinung zu hören, daß Deutschland erst nach Adenauers wenn nicht buchstäblichem so doch politischem Exitus das entdecken wird, was es seit dem Ende des zweiten Weltkrieges nicht hat sehen wollen: seine Hoffnungslosigkeit. Nur im Angesicht seiner hoffnungslosen Schuld kann Deutschland darangehen, eine neue Zukunft aufzubauen, lautet die Quintessenz dieser Überlegungen. Durch das Wirtschaftswunder sei diese Zukunft lediglich vertagt worden.

„Seid die Unruhe unserer Zeit!"

Porträts deutscher Studentenzeitungen

Der DISKUS hat einige überregionale deutsche Studentenzeitungen gebeten, über ihr Programm und ihre Arbeit zu berichten. Vom Standpunkt des Vertriebs her gesehen, mögen diese Zeitungen für den DISKUS Konkurrenz sein, bei aller kommerzieller Rivalität aber gibt es zahlreiche Fragen, die alle Studentenzeitungen in gleicher Weise beschäftigen; für unsere Leser dürfte es von Interesse sein, aus der Feder der Redakteure selbst näheres über redaktionelle Linie und politisches Engagement zu erfahren, auch mögen diese Darstellungen Aufschluß geben über das Klima in den Redaktionen anderer Studentenzeitungen. Weitere Beiträge sind vorgesehen.

1

nobis mainzer studentenzeitung

Im Juli erscheint nach rund dreizehn Jahren des Bestehens das hundertste Heft der Mainzer Studentenzeitung. Der Weg seit der Gründung der „nobis" Dezember 1947/Januar 1948 zunächst unter dem Namen „Die Burse" war reich an Höhen und Tiefen. Formate, Umfang, Redaktionen und Aufmachung haben sich verschiedentlich geändert, oft wurde am Rande des Konkurses gesegelt, aber immer hart am Wind, die geistige Haltung hat sich nicht geändert: unabhängig, kritisch und ohne Scheuklappen. Es gibt keinen Bruch, die „nobis" ist sich treu geblieben: unbedingter Einsatz für Freiheit und Demokratie, Kampf gegen Radikalismus, gegen Restauration und Chauvinismus und gegen das Phlegma, ein Ringen um Wahrheit und Objektivität.

Ziele, Engagement, Haltung und Einstellung sind dieselben geblieben, der Einsatz gilt nach wie vor der Aufrichtigkeit und der Menschenwürde. Man bemüht sich noch heute, dem Aufruf des Bundesinnenministers Dr. Schröder an die deutschen Studenten: „Seid die Unruhe unserer Zeit!" gerecht zu werden, trotzdem oder gerade deshalb konnte etwas Schreckliches geschehen, die „nobis" wurde von einem „rechtsstehenden" Blatt (1950 – 55) – das streckenweise von Mitgliedern des RCDS herausgegeben wurde – zu einem Tummelplatz für „Linksintellektuelle" (1961). Das Schubfach ist geöffnet, bereit, möglichst schnell möglichst viele deutsche Studentenzeitungen aufzunehmen. Rote Farbe haftet gut, und mit diesem Stempel soll die „Unruhe" aus unserer Zeit verschwinden, um als Gefahr von „außen" bekämpft werden zu können. Haltung und Linie der „nobis" lassen sich durch das Archivmaterial belegen, die Wandlung, d. h. der eklatante „Rechtsdrall" der Regierungspolitik in den letzten zehn Jahren ist allerdings ebenfalls nachzuprüfen.

Es ist schon richtig, so schnell wie die Bundesregierung konnte die „nobis" nicht neue Werte aufbauen und ihre einmal als richtig erkannten Ziele verwerfen. Das Mißtrauen gegen Uniformen und gegen eine Politik atomarer Stärke konnte zwar bei der Regierung, nicht aber bei „nobis" beseitigt werden. Auch würde wohl niemals eine Redaktion die Wiedereinführung der Todesstrafe befürworten, die in Regierungskreisen zumindest erwogen wird. Es gibt mehr Details, als hier in aller Kürze zusammengetragen werden können. Auch kann niemand exakt sagen, was die „nobis" mit Kommunismus und „Linksorientiertheit" zu tun hat. Kritik an der Regierung bedeutet Opposition, und Opposition wird, wenn sie harmlos ist, mit der SPD gleichgesetzt, und wenn sie scharf ist oder gefährlich scheint als kommunistische Infiltration betrachtet.

Bedauerlich ist nur, daß dieser rosa Anstrich durch Böswillige und ermöglicht durch die Wandlungsfähigkeit der Regierungspolitiker, der Wirksamkeit einer ernsthaften Auseinandersetzung und Aussage in einem Zeitalter gestorbener Skepsis und politischer Indifferenz so abträglich sein kann. Das hat nichts mit erbitterten Gegnern zu tun, die „nobis" hat immer erfreulich viele Feinde gehabt, das ist nicht nur verständlich, sondern für eine Studentenzeitung geradezu notwendig. Massiver Widerspruch kann nur belebend wirken.

Schädlich ist einer Studentenzeitung etwas ganz anderes: das Schweigen auf dem Forum, die Trägheit eines Leserkreises, der immer nur schluckt, sich aber ängstlich vor einer Reaktion hütet. Es ist nicht nur schwierig – trotz der sechstausend Studenten in Mainz –, sondern es scheint sogar ziemlich aussichtslos, eine Diskussion zu bewerkstelligen.

„nobis" bat die Studentenschaft und darüber hinaus auch sämtliche Professoren (durch Einladung) im Februar dieses Jahres zu einem Diskussionsabend für die vier Nummern des Wintersemesters ins Auditorium maximum. Die Einladung erfolgte durch Flugblätter und durch eine Anzeige im Februarheft – AStA und Parlament wurden gesondert geladen. Das Audi. max. fast sechshundert Personen, es kamen drei, von denen eine wieder ging . . .

Um wieder ein lebhafteres Gespräch zwischen Redaktion und Studentenschaft zu erreichen, um möglicherweise das Forum studentischer Auseinandersetzungen zu sein, ist die „nobis" über den reinen Papierkrieg hinausgegangen, indem sie eigene Veranstaltungen aufzuziehen begann. Als erstes wurde auf diesem neugeschaffenen „nobis-forum" ein „literarischer Flohmarkt" inszeniert: noch nicht arrivierte Autoren kommentierten eigene Texte, die im zweiten Teil des Abends diskutiert wurden. Obwohl das Schwergewicht auf moderner Lyrik lag, wurde der Abend zu einem Erfolg.

Ganz bewußt steht die Jubiläumsnummer unter dem Thema „Das Gespräch". Es geht hier mit um die literarischen Möglichkeiten und Formen des Gesprächs, aber kommt es darauf an, das Anliegen der „nobis" deutlich hervorzuheben: ein Gespräch mit Studenten und zwischen den Generationen, Demonstration und Bekenntnis zugleich! – Für ein Anliegen können wir uns einsetzen, ein Gespräch läßt sich notfalls provozieren, Sorgen treten augenblicklich in viel starrerer Form auf.

In dreizehn Jahren ist es der „nobis" trotz unentgeltlicher Mitarbeit und keiner einzigen Gewinnausschüttung nicht gelungen, eine Rücklage zu bilden, die Kassenbestände reichen nie, um immer voll liquide zu sein. Nun ist es in Unkenntnis der neuesten Steuerverordnung geschehen, daß für besagte Jubiläumsnummer eine zweckgebundene Rücklage von DM 750,– innerhalb eines Jahres gemacht wurde. Das Finanzamt Mainz fordert von diesem „Gewinn" 49 Prozent, das sind DM 367,–, an Körperschaftsteuer, und niemand kann sich dagegen wehren. Wenn man berücksichtigt, wohin überall und in welchem Maße die Mittel des Bundesjugendplanes fließen, und wenn man sieht, daß wir de facto im Laufe der Jahre keinen Überschuß gemacht haben, ja, sogar zum Teil von den Zuschüssen des Allgemeinen Studentenausschusses leben, dann mutet diese Forderung mehr als grotesk an.

Es sieht finster aus in der Metropole von Rheinland-Pfalz, aber das geht uns hier nicht allein so. Und jedes Land hat die Kultur, die es verdient. Geldliche Sorgen sind Dinge, die uns verdrießen, die uns aber nicht weiter entmutigen. Wenn es uns auch in den nächsten Jahren gelingt, eine einsatzfreudige und kontinuierliche Redaktion zu haben, dann kann uns so leicht nichts hindern, das zu sagen, von dem wir glauben, daß es gesagt werden muß.

Jürgen Lücking

PL 182

In der ganzen Welt zu Hause

PLAYER'S

2

profil

„Sind unsere Studenten Kommunisten?" fragte im Oktober 1957 der vom rumänischen Alt-Volkstumskämpfer („Südostdeutsche Zeitung") Hans Hartl chefredigierte „Vertriebenen-Anzeiger", später umbenannt in „Deutscher Anzeiger", auf einer ganzen halben Druckseite. Die solchermaßen betitelte Polemik galt dem damals gerade wiedererschienenen Münchner „profil", das aus AStA-Regie in die Hände eines unabhängigen studentischen Herausgebergremiums übergegangen war. Das „Betreuungsorgan (!) für Heimatvertriebene, Sowjetzonenflüchtlinge und Kriegsgeschädigte" fand die Antwort in Apostrophierungen wie „Organ einer volksdemokratischen Hochschule", „Publikationen der kommunistischen Tarnpresse", „linksintellektuelles Schulungsblatt für den akademischen Nachwuchs", hinter dem sich „Nachwuchskräfte der heimatlosen Gesellschaft", „junge Entnazifizierer", „Nachwuchsrevolutionäre" und „agitierende Studenten der Gesellschaftswissenschaft" verbergen etc.

Es war der gleiche Hans Hartl, der drei Jahre später das berüchtigte „Rotbuch" des Freiheitsretter-Komitees redigierte, das der deutschen Studentenpresse pauschal und insbesondere natürlich auch wieder „profil" „prokommunistische Tendenzen" unterstellte.

Aber war vor vier Jahren solche Verleumdung noch Grund zur Erregung, so gehört sie heute schon fast zur alltäglichen Praxis, deren sich nicht nur oft und gern die organisierten Rechtsextremisten und Berufsflüchtlinge bedienen. Auch der RCDS konnte es sich nicht versagen, etwa in seiner Münchner Hauspostille „Argus" „profil"-Mitarbeiter zu den „potentiellen Landesverrätern" der Linksintellektuellen zu zählen. Solch massive Verdächtigungen gehören wohl zum politischen Bonner Stil und die Studentenzeitungen sind ein dankbares Objekt für die hübsche Gewohnheit, jeden Andersdenkenden als „rot" zu diffamieren. Kritik ist nicht gefragt.

Aber muß eine Studentenzeitschrift, die ihre Aufgabe ernst nimmt, nicht die Schablonen des Denkens aus Magen und Unterleib verleugnen? Die von terriblen Simplifikateuren sorgsam tabuisierten Konventionen in Frage stellen? Aggresiv und unbequem sein? Anders: Haben Studentenblätter eine Aufgabe (außer der, die persönliche Eitelkeit ihrer Schreiber zu befriedigen, indem sie deren Elaborate vervielfältigt in die Menge streuen)?

Bundesinnenminister Schröder antwortete beim III. Deutschen Studententag vor sieben Jahren – seitdem freilich hörte man nichts Ähnliches mehr von ihm –, daß die Studenten „die ‚Unruhe' im Räderwerk unseres nationalen Lebens" seien, daß von den Hörsälen eine „echte Beunruhigung" ausgehen müsse. Beunruhigen aber kann bei der heutigen (a)politischen und (un)sozialen Einstellung und Verhaltensweise einer wunderlich angekrankelten Studentenmehrheit nur mehr, wer provoziert – das erklärt zumeist schon das Phänomen der vielbeklagten „Radikalität", die dann freilich durch die verleumderische oder abwertende („Narrenfreiheit") Reaktion der „Öffentlichkeit" weiter angeheizt wird.

Der Zwang zur ständigen Herausforderung des Lesers hat natürlich Rückwirkungen auf unorthodoxe thematische Auswahl, auf „unseriöse" Aufmachung, auf „unakademischen" Stil. Was wiederum bewirkt, daß die Studentenjournalisten mit ihren Produkten besonders auch bei den Professoren wenig Gegenliebe finden, zumal wenn sie es wagen, die Niederungen der Studentenpolitik zu verlassen und sich in den höheren Gefilden der Gelehrtenrepublik und der Hochschulbürokratie zu tummeln.

Die geringe Neigung zu sachlicher Auseinandersetzung wird meist durch hierarchische Zwangsmaßnahmen ersetzt. „profil" bekam dies erstmals 1958 zu spüren durch die rigorose Anwendung eines allgemeinen Senatsbeschlusses, der ein Verteilen oder Vertreiben jedweder nicht AStA-eigenen Druckschriften auf Universitätsgelände untersagte. Die „Exterritorialität" der Studentenwerksräume blieb jedoch von solchen Eingriffen unberührt. Dies änderte sich erst im Juni letzten Jahres, nach dem Erscheinen eines „profil"-Berichtes, der einige Klagen über den derzeitigen Verwaltungsdirektor der Universität München zusammenfaßte. Als diesem eine kaum verhohlene Genugtuung nicht nur in der Studentenschaft, sondern auch hinter den Kanzleischaltern nicht verborgen blieb, entfernte er nicht nur eigenhändig alle „profil"-Plakate, sondern untersagte auch dem Schreibwarenhändler in der Verkaufsstelle des Studentenwerks im Universitätshauptgebäude den weiteren Verkauf unter Hinweis auf besagten allgemeinen Senatsbeschluß. Gegen den Verkauf anderer Studentenpublikationen wurden keine Einwendungen erhoben. Der Vorfall entbehrt nicht der rechtlichen Delikatesse, inwieweit solch massive Einflußnahme von seiten des Hauseigentümers auf das Sortiment des privaten Pächters einer von der Universität formell unabhängigen Körperschaft des Öffentlichen Rechts mit den Prinzipien der Gewerbefreiheit vereinbar ist. Doch daß die Anordnung entgegen allen Zusagen auf Aufhebung des Verbotes bis heute nicht widerrufen wurde, bestätigt das Vertrauen des Amtmanns Spörl auf die normative Kraft des Faktischen.

Gleichzeitig zwang die Universitätsverwaltung die „profil"-Redakteure zum Auszug aus ihrem Keller-Büro in einem Universitätsgebäude, das sie als Aftermieter des AStA bevölkerten. Der wegen „dringenden Eigenbedarfs" geräumte Keller steht heute noch leer. Andere kleine Schikanen, etwa daß die Redaktion zu offiziellen Feierlichkeiten wie zur Universitätspressekonferenz nicht mehr eingeladen wird und ihre Anfragen unbeantwortet bleiben, seien nur am Rande erwähnt: Man ist toto pro pars beleidigt.

Noch ein anderer Fall ist symptomatisch für die Situation: „profil" bemüht sich um Entwicklung des „Magazin"-Typs in der Studentenpresse. Es hat dabei nie sein liberal-republikanisches Engagement verleugnet, doch sich – trotz mancher Angebote – von einer parteipolitischen Bindung freigehalten. Grundsätzlich steht die Mitarbeit Arbeitswilligen jeglicher demokratischen Provenienz offen. Als jedoch letzten Herbst ein RCDS-Mitglied eine Redaktion übernahm, drohte ihm der Münchner Hochschulgruppenvorsitzende den Ausschluß aus dem Ring an. Und daß der Chefredakteur des RCDS-Organs „Civis" entsprechend vorheriger Vereinbarung „profil" aus Israel einen Bericht vom Eichmann-Prozeß schickte wird demnächst seine Oberen ohne besondere Freude beschäftigen.

Aber trotz solcher und ähnlicher Pressionen – gelegentlich auch von Anzeigenkunden – ist es den Herausgebern, einem studentischen eingetragenen Verein, und der Redaktion gelungen, das Blatt unabhängig zu halten und zur auflagenmäßig drittgrößten überregionalen Studentenzeitschrift zu entwickeln, obwohl „profil" als einzige der Bundesrepublik von keiner Seite – weder von staatlichen Stellen, noch von der Studentenschaft noch von privaten „Kleinmäzenen" – irgendwelche Subventionen erhält und geschäftlich ganz auf die Einnahmen aus Anzeigen und Verkauf angewiesen ist.

M. Schuman

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 2 36 33 und 2 52 64

Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften

Universitätsbuchhandlung

Blazek & Bergmann

Was ist dem Staat der Nachwuchs wert?

Studentenförderung in der Sackgasse · Gegen die Argumente von gestern · von Klaus Meschkat

„Erhielte sich ein Staat durch Straßenbeleuchtung und Kanalanlagen, so wäre Rom nie untergegangen — immanente geistige Kraft wird es wohl sein, die den Staat erhält, produktive Substanz aus dem Dunkel des Irrationalen."
So Gottfried Benn im Jahre 1927. Auf der 4. Hochschulkonferenz über Studentenförderung zitiert von Ministerialrat Dr. Scheidemann, Bundesinnenministerium.

Der Ausdruck „Salami-Taktik" wird gemeinhin auf außenpolitische Maßnahmen einer bestimmten Großmacht angewandt. Er bezeichnet den Versuch, eine unbequeme Lage dadurch unmerklich zu verändern, daß man der Gegenseite unaufhörlich scheinbar unwichtige Zugeständnisse abverlangt, die dann aber schließlich, zusammengenommen, einen völlig neuen Zustand herbeiführen. Eines Tages stellt man so erstaunt fest, daß von der schönen Salami-Wurst nichts oder nur noch ein bescheidener Rest übriggeblieben ist.
Es läßt sich nun zeigen, daß diese Taktik auch in der bundesrepublikanischen Studentenförderung mit Fleiß praktiziert worden ist. Von dem im Wahljahr 1957 eingeführten „Honnefer Modell" scheint bereits ein gutes Stück verlorengegangen zu sein. Dafür sprechen schon einfache Zahlenangaben: Im letzten Semester ist die Zahl der Honnef-Stipendiaten gemessen an der Gesamtstudentenschaft erstmalig auf weniger als 15 Prozent abgesunken. Der Prozentsatz der Geförderten ist damit geringer als zu Beginn der allgemeinen Studienförderung, er liegt auch weitaus niedriger als in den meisten westeuropäischen Ländern, von den Ostblockstaaten gar nicht zu reden.

Loyalität klein geschrieben

Ebenso bezeichnend für die Salami-Taktik der versteckten Gegner einer allgemeinen Studentenförderung ist die im März dieses Jahres beschlossene Einrichtung einer sogenannten „zusätzlichen Darlehensförderung". Begabte Studenten, von denen man annehmen muß, daß sie ihr Studium aus Zuschüssen ihrer Eltern nicht finanzieren können, werden so zur Aufnahme eines Darlehens gezwungen, da sie auch weiterhin nicht nach dem „Honnefer Modell" gefördert werden können. Damit gibt es nun zwei Klassen von geförderten Studenten: die einen müssen den Förderungsbetrag eines Tages zurückzahlen, den anderen bleibt das erspart. Das hat mit der im Honnefer Modell vorgesehenen Möglichkeit, bei erwiesenem Mehrbedarf zusätzlich zum Stipendium Darlehen aufzunehmen, nichts mehr zu tun, sondern richtet sich überhaupt gegen den Grundgedanken einer einheitlichen, allgemeinen Studentenförderung.

Es ist ungemein interessant, den augenblicklichen Zustand des Förderungswesens in der Bundesrepublik mit dem zu konfrontieren, was durch Einrichtung der allgemeinen Studienförderung nach dem „Honnefer Modell" geschaffen werden sollte. Eine detaillierte Darstellung der damaligen Auseinandersetzungen würde den Nachweis erbringen, daß der Honnefer „Modellösung" keine völlig geschlossene Konzeption zugrunde liegt, es handelt sich vielmehr um eine typische Kompromißlösung. Als solche stellt sie einen Mittelweg zwischen den entgegengesetzten Vorstellungen der Sozialisten und Liberalen (eines „Studienhonorars" und einer reinen Darlehenslösung) dar, der sich stark an den Grundsätzen der katholischen Soziallehre orientiert (Subsidiaritätsprinzip) und gleichzeitig den Besonderheiten des Hochschulstudiums gerecht werden will.
Hat man sich auf einen solchen Kompromiß geeinigt, ist die Loyalität aller Beteiligten unerläßliche Voraussetzung, daß im Sinne der Übereinkunft verfahren wird. Die bisherige Geschichte der Honnefer Förderung zeigt aber, daß diese Loyalität mancherorts durchaus zu wünschen übrig läßt. Einflußreiche Kreise in der Regierungspartei haben sich mit dem Gedanken einer echten „Breitenförderung" niemals abgefunden: im Verein mit konservativen Hochschullehrern sind sie bestrebt, das Honnefer Modell in eine gemilderte Hochbegabtenförderung umzuwandeln. Andere bemühen sich nicht ohne Erfolg, die Stipendienförderung überhaupt zugunsten der Darlehensförderung zurückzuschrauben. Das Bekenntnis der Bundesregierung zum Prinzip einer einheitlichen und allgemeinen Studentenförderung hat einzelne Ministerien nicht daran gehindert, sich ein hauseigenes Förderungsprogramm aufzubauen: es wäre da an das Stipendienprogramm des Bundesverteidigungsministeriums zu denken.
Der Verband Deutscher Studentenschaften hat sich von diesen Kräften völlig in die Defensive drängen lassen. Während sich alle anderen Gruppen auf ihre Ausgangspositionen besannen, stellte er die Grundsätze des Honnefer Kompromisses — Eignungsfeststellung und Bedürftigkeitsprüfung — nie grundsätzlich in Frage, wenn man von unverbindlichen Erörterungen auf Studententagen absieht. Diese Haltung ist keineswegs selbstverständlich, sie ist nicht einmal taktisch richtig. Der französische Studentenverband hat z. B. durch die Konzeption des Studenten als eines „jungen intellektuellen Arbeiters" Maßstäbe gewonnen, die ermöglichen, die Fragwürdigkeit des bestehenden Förderungswesens zu durchschauen und auf Fortschritte zu drängen. Der englische Studentenverband hat in den letzten Jahren gegen den „means test", die Bedürftigkeitsprüfung, Stellung genommen und dadurch weitere Verbesserungen eines ohnehin entwickelten Förderungssystems erreicht. Demgegenüber stellte sich der VDS vorbehaltlos auf den Boden des einmal ausgehandelten Kompromisses: angesichts der starken Gegenkräfte eine durchaus ungünstige Ausgangsposition. Die Hoffnung, auf dem Verhandlungswege eine ständige Verbesserung der Studentenförderung erreichen zu können, hat sich als eine verhängnisvolle Illusion erwiesen.
Beim schrittweisen Abbau des Honnefer Modells hat das Deutsche Studentenwerk (DSW) eine besondere Rolle gespielt. In ihrer Satzung sieht diese Institution zwar eine gleichberechtigte Mitwirkung von Studenten in allen Gremien vor: de facto können aber die studentischen Vorstands- und Kuratoriumsmitglieder nicht verhindern, daß der DSW-Apparat eine durchaus selbständige Politik betreibt, die den studentischen Interessen oft entgegenläuft. So forderte der DSW-Hauptgeschäftsführer bereits im Jahre 1958, man solle den Prozentsatz der Geförderten nicht weiter anwachsen lassen: er vertrat damit die Interessen des Bundesinnenministeriums, das die Arbeit seiner Geschäftsstelle recht großzügig finanziert. Auch die Vergabe „zusätzlicher Darlehen" ist nicht von ungefähr der Rührigkeit der DSW-Spitze zuzuschreiben. Bereits im Dezember 1959 sprach sich das Deutsche Studentenwerk vor den Bundestagsfraktionen für eine solche Maßnahme aus — damals sehr zum Erstaunen der Westdeutschen Rektorenkonferenz und des VDS.

Hausmacht um jeden Preis

Man vermutet, daß sich das Deutsche Studentenwerk bei diesen Bemühungen nicht nur von sachlichen Erwägungen bestimmen ließ. Das Bundesinnenministerium beabsichtigte nämlich dem DSW die Verteilung der Bundesmittel für das Honnefer Modell zu entziehen (vgl. DISKUS Nr. 3). Das hätte den Verlust eines wesentlichen Aufgabenbereichs bedeutet. Die Verwaltung eines neuen Darlehensfonds wäre dann ein willkommener Ausgleich gewesen. Außerdem dürfte sich die Stellung der Zentrale gegenüber den örtlichen Studentenwerken weiter verstärken, da die DSW-Zentrale nunmehr über einen umfangreichen Darlehensfonds verfügt.
Es ist offensichtlich, daß die neu eingeführte Vergabe von Darlehen die notwendige Ausweitung des Stipendienwesens behindert. Eine Heraufsetzung der Bemessungsgrundlage, die der VDS zu Beginn dieses Jahres gefordert hat, wird in Zukunft dem Einwand begegnen, daß die nach dem Honnefer Modell „Nichtbedürftigen" ja ohne Schwierigkeiten ein Darlehen aufnehmen können. So muß es als wahrscheinlich gelten, daß die Zahl der Stipendienempfänger weiterhin zurückgehen wird und die Intentionen des Honnefer Modells in ihr Gegenteil verkehrt werden. Der VDS hat leider die Chance versäumt, dieser Entwicklung im Wahljahr entgegenzuwirken und dafür das Versprechen eingehandelt, die Bemessungsgrundlage werde im nächsten Jahr den gestiegenen Lebenshaltungskosten angeglichen. Was man von solchen Wahlversprechen zu halten hat, dürfte sich inzwischen herumgesprochen haben.
Nicht nur die Manipulationen der Bedürftigkeit durch zu niedrige Freigrenzen gefährden das Honnefer Modell. Auch die Eignungsfeststellung wird zunehmend in einem Sinne gehandhabt, der mit einer wirklichen Breitenförderung nichts zu tun hat. Die staatlichen Absichten sind in der Rede des Ministerialrats Dr. Scheidemann vor der 4. Hochschulkonferenz klar hervorgetreten. Von Breitenförderung, von der Beseitigung ungleicher Startchancen war überhaupt nicht mehr die Rede. Stattdessen wurde immer wieder von „Begabtenauslese" in einem Sinn gesprochen, der die Förderung des breiten Bandes auszuschließen scheint.

Dissertationen

drucken wir zu äußerst günstigen Bedingungen. Setzen Sie sich auf alle Fälle mit uns in Verbindung.

Druck · Papier · Schaffhauser & Co.
Frankfurt/M., Berliner Str. 33-35, Tel. 21537

Die merkwürdigen Umdeutungen, die das Honnefer Modell durch seine Sachwalter in den vergangenen Jahren erfahren hat, lassen leider den Eindruck entstehen, daß manchen konservativen Staatsbeamten und Hochschullehrern daran gelegen ist, die ursprüngliche Absicht der Honnefer Modells vergessen zu machen.
Zu diesen Intentionen gehörte auch die Einbeziehung des bisher isolierten Honnefer Modells in eine umfassende Förderung aller begabten jungen Menschen in allen Bildungs- und Ausbildungswegen. Das ist auch für die Hochschule wichtig: nur so kann erreicht werden, daß die Begabten aus allen Volksschichten überhaupt zur Hochschulreife und damit auf die Hochschule gelangen.
Man hat schon lange nicht mehr gehört, daß der Bundesregierung Unvermögen vorgeworfen wurde, weil sie auch in dieser Legislaturperiode noch kein entsprechendes Gesetz über Berufsausbildungs- und Erziehungsbeihilfen eingebracht hat. Auch die SPD ist ihrer früheren Rolle, Vorkämpferin der Begabtenförderung zu sein, nicht gerecht geworden: sie hat es versäumt, einen eigenen Gesetzentwurf vorzulegen. Und der Verband Deutscher Studentenschaften, der in der Vergangenheit oft genug die Forderung nach einem solchen Gesetz erhoben hat, ließ auch hier die Chance des Wahljahres ungenutzt verstreichen. Statt offensiv für eine anerkannt gute Sache einzutreten, orientiert er sich an den „Gegebenheiten" und läßt sich in die Defensive drängen. So darf es niemanden verwundern, wenn die notwendige Verbindung zwischen Jugend- und Studentenförderung ein Wunschtraum bleibt und auch der verbliebene Teil des Honnefer Modells weiter reduziert und verstümmelt wird.

Mangelware Presse dienst

Pressedienste müssen sein; darob kann kein Zweifel bestehen. Als Nachrichtenlieferanten und Informanten für die Tages-, Wochen- und Monatspresse, für Rundfunkanstalten und Filmgesellschaften spielen sie eine wichtige Rolle; ohne Pressedienste fehlte — das sei mit aller Klarheit gesagt — eine wesentliche Voraussetzung für die Informationsfreiheit. Doch bedarf es darum gleich einer Inflation der Pressedienste und Korrespondenzen? Muß das Angebot die Nachfrage der Redakteure übersteigen?
Nun, die in Bonn und Umgebung ansässigen akademischen Zentralverbände sind offenbar dieser Ansicht. Sie kultivieren nämlich seit einiger Zeit einen merkwürdigen Sport: Ihr ganzer Ehrgeiz gilt der Pressearbeit. Koste es, was es wolle; was ein richtiger Verband ist, der hat auch seine Korrespondenz. Jeder akademische Verband hat heute seinen Pressereferenten, das Deutsche Studentenwerk sogar zwei. Und damit der Pressereferent seine Existenzberechtigung (und die Notwendigkeit seiner Bezüge) nachweist, gibt er im Zweifelsfalle auch einen Pressedienst heraus, der Verband Deutscher Studentenschaften gleich zwei.
Langer Rede kurzer Sinn: die massierte Pressearbeit der hochschulpolitischen Institutionen legt die Frage nahe, ob ein gleicher Effekt nicht auch mit weniger Aufwand erzielt werden kann. Die Überdosis Pressearbeit steht nämlich in keinem gesunden Verhältnis mehr zum Resultat. Dazu gleich die Exempel.
Das Deutsche Studentenwerk, die zentrale Verteilungsstelle für die Förderung nach dem Honnefer Modell und Dachorganisation der lokalen Studentenwerke, gibt einen Pressedienst, die „DSW-Informationen", heraus, der über Vorgänge im Kreise der Studentenwerke, aber auch über hochschulpolitische Aktivitäten berichtet. Der Verband Deutscher Studentenschaften und sein Pressereferent edieren zwei Korrespondenzen: die „Informationen aus der Studentenschaft", die sich vorzugsweise an Studentenvertreter, studentische Gremien und Verbände wendet, und den „Deutschen Studentenpressedienst", kurz: „dpd", der in erster Linie die Tagespresse informieren will. Der Deutsche Akademische Austauschdienst gibt durch seinen Pressereferenten regelmäßig Mitteilungen heraus, die Deutsche Forschungsgemeinschaft stützt sich auf den „Forschungsdienst", und selbst der Leiter des Sozialamtes des Deutschen Bundesstudentenringes, Theo Tupetz, tut sich neuerdings als eifriger Pressekampagnist und Artikelschreiber hervor.
Dasselbe Spielchen betreiben natürlich auch die politischen Studentenverbände und die Dachorganisationen der Korporationen. Der Ring Christlich-Demokratischer Studenten etwa produziert drei Korrespondenzen, die sich in ihrem Adressatenkreis nach der Parteinähe richten — eine Korrespondenz für die Presse schlechthin, die anderen für Freunde, Gönner und Mitglieder. Zu den wenigen Institutionen, die noch der eigenen Korrespondenz entbehren, zählen zur Zeit die Alexander-von-Humboldt-Stiftung und der Wissenschaftsrat.
Verfeinerter, eher auf Rationalisierung bedachter Methoden bedient sich die Westdeutsche Rektorenkonferenz, die zwar des Hausorgans entbehrt — wie lange eigentlich noch? —, dafür jedoch institutionelle Kontakte zu verschiedenen Medien unterhält: Ihrer besonderen Gunst erfreut sich der „Forschungsdienst", dessen Redakteur in seiner Stellung einem WRK-Pressereferenten gleichkommt. Zusammen mit dem Deutschen Akademischen Austauschdienst und dem Stifterverband arbeitet die WRK daneben mit dem „Hochschuldienst" — der einzigen privaten und politisch ungebundenen akademischen Korrespondenz übrigens — zusammen, und im Verein mit DAAD, VDS und Forschungsgemeinschaft gehört sie dem Beirat der „Deutschen Universitäts-Zeitung" an.
Dessen Impressum allerdings schweigt schamhaft über die wirklichen Besitzverhältnisse der Zeitung mit dem offiziell klingenden Titel. Die „DUZ", wie sie im Abkürzungsdeutsch genannt wird, verdankt ihre Existenz zur Zeit dem Gießener CDU-Bundestagsabgeordneten Dr. Berthold Martin und einflußreichen hessischen Industriellen, und niemand außer ihnen weiß eigentlich, warum die „DUZ" unbedingt erscheinen muß.
Protektor Martin hat nämlich noch andere Medien zur Hand; als Kulturexperte seiner Partei strebt er offensichtlich, was die verlegerischen Ambitionen angeht, seinem Fraktionskollegen Dr. Gerd Bucerius nach, unterhält er doch neben der „DUZ" zwei Korrespondenzen, den „Akademischen Dienst" und „Wissenschaft und Politik". Während die erstgenannte Korrespondenz ihrem Namen mit Erfolg gerecht wird, ist der Titel „Wissenschaft und Politik" wohl auf ein Mißverständnis zurückzuführen: Jedenfalls weiß diese Korrespondenz mehr über Adenauer und Strauß, Chruschtschow und Kennedy zu berichten als über die Koryphäen der Wissenschaft. Es erscheint daher nicht verwunderlich, daß Martin, der katholischer Kollege und Gegenspieler, der Vorsitzende des kulturpolitischen Bundestagsausschusses, Dr. Bruno Heck, nach Bonner on-dit bereits die Herausgabe einer eigenen Korrespondenz erwägt.
Wie man sieht: An hochschulpolitischen Korrespondenzen besteht kein Mangel. Um den Berichtigungsansprüchen der Pressereferenten dennoch zuvorzukommen, sei dem Autor dieser Zeilen noch ein persönliches Wort gestattet: Selbstverständlich hat er sich über die Inflation der Korrespondenzen nur deswegen ereifert, weil er selbst bei der Verteilung der Posten zu kurz gekommen ist. Damit jedoch einem dringenden Bedürfnis der deutschen Wissenschaft Rechnung getragen wird, bewirbt er sich umgehend um die Stelle des Pressereferenten bei der neugegründeten VW-Stiftung.
In der Hoffnung auf wohlwollende Prüfung seiner Bewerbung. Klaus S. Schulte

Universal-Motors G.m.b.H.

Frankfurt am Main
Kriegkstraße 45-51
Telefon 33 65 47

verkauft an Studenten alle Fahrzeugmodelle von FIAT und Austin

Wenden Sie sich an Ihren Kommilitonen
Hans J. Storck, Frankfurt/M., Höhenblick 9, Tel. 52 28 31

Schelsky gegen den „Rahmenplan"
Nachdem die Auseinandersetzungen über den „Rahmenplan zur Umgestaltung und Vereinheitlichung des allgemeinbildenden öffentlichen Schulwesens" des „Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen" ihren Höhepunkt bereits überschritten zu haben schienen, erregt die Streitschrift des Soziologen, Professor Helmut Schelsky, „Anpassung oder Widerstand" – Soziologische Bedenken zur Schulreform – (Quelle & Meyer, 1961) beträchtliches Aufsehen. Dieser Wirbel beruht keineswegs nur auf dem wissenschaftlichen Namen Schelskys, der sich bereits mehrere Male zu den Fragen der Schulpolitik geäußert hat. Schelsky wirft vielmehr in dieser Schrift dem „Deutschen Ausschuß" in aller Form vor, er habe das soziologische Gutachten, das Schelsky für ihn angefertigt habe, mißverstanden. Das soziologische Gerüst des „Rahmenplans" sei wissenschaftlich nicht haltbar.
Schelsky faßt in allen wesentlichen Fragen die von anderer Seite geübte Kritik am „Rahmenplan" unter soziologischen Gesichtspunkten zusammen. Sie dürfte deshalb wesentlich mehr Beachtung finden als die „Kritik und Antwort", die der „Deutsche Ausschuß" selbst in Folge 5 seiner „Empfehlungen und Gutachten" im Sommer 1960 veröffentlicht hat. In seinem Schlußwort trifft der Münsteraner Soziologe u. a. folgende Feststellungen: „... Die soziologischen Voraussetzungen, die der ‚Rahmenplan' verwendet, sind weitgehend wissenschaftlich ungeprüft und voller Irrtümer. Der Deutsche Ausschuß ... begnügt sich weitgehend mit populär-soziologischen Vorstellungen. – ... Der Rahmenplan ... versucht aus gängigen Sozialvorstellungen auf den leichten Wegen des Kompromisses eine weitgehend oberflächliche, nur organisatorische Modernisierung unseres Schulwesens. ... Indem der Deutsche Ausschuß sich nirgends auf die Grenzen der veranstalteten Erziehung besinnt und so auch zu keiner Begrenzung der Aufgaben der Schule kommt, bestärkt er ... die in einer unkritisch weitergetriebenen Verschulung und Pädagogisierung liegende Zivilisationsgefahr der immer totaleren Manipulierung des Menschen. ..."
Mit das einzige, das Schelsky dem „Deutschen Ausschuß" zubilligt, ist das Verdienst, der Diskussion um die Schulreform Grundlage und Richtpunkte gegeben zu haben. Man darf gespannt sein, wie der Ausschuß selbst auf diese Kritik antworten wird. akd

Bayrische FDP kündigt Ausschlußverfahren an
Mit der Ankündigung von Parteiausschlußverfahren hat die bayrische Landesleitung der FDP die Erklärung des Landesverbandes Bayern des Liberalen Studentenbundes (LSD) beantwortet, daß die Angehörigen dieser Studentengruppe nicht mehr mit der FDP zusammenarbeiten und sich bei Wahlen für die Sozialdemokraten entscheiden sollten.
Die FDP-Landesleitung erklärte, gegen diejenigen Mitglieder des LSD in Bayern, die auch der FDP angehörten, werde ein Ausschlußverfahren eingeleitet. Im übrigen sei die FDP froh, daß endlich klare Fronten geschaffen worden seien. Die noch nicht einmal hundert Mitglieder zählende Gruppe werde – wie es heißt – von einem der SPD angehörenden Vorsitzenden geführt und tendiere schon lange zur SPD.
Auch der Liberale Studentenbund hat nach Mitteilung seines Vorsitzenden Nolte ein Ausschlußverfahren gegen seinen bayrischen Landesverband eingeleitet. Im gleichen Zusammenhang stellt der Vorsitzende des LSD-Landesverbandes Hamburg, Gerhard Heuser, fest, daß die Gruppe München des LSD nicht autorisiert sei, für den Landesverband Bayern zu sprechen; die Gruppen Würzburg, Erlangen und Nürnberg, die auch dem Landesverband angehören, hätten die „einseitige Münchner Aktion" nicht unterstützt.
Politische Beobachter sind der Auffassung, daß die Krise im LSD nur ein Ausdruck der im Zeichen des Wahlkampfes nach außen verdeckten inneren Uneinigkeit der Liberalen sei, die im Laufe des letzten Jahres durch den forcierten Rechtskurs des FDP-Vorsitzenden Mende wieder in verstärktem Maße ausgebrochen sei. Sie stellten die Erfolgschancen einer „dritten Kraft" ebenso in Frage wie die Wirkmöglichkeiten einer eigenständigen liberalen Partei, nachdem ihr Gedankengut, soweit es Ausdruck des freiheitlichen Rechtsstaates ist, allenthalben in der praktischen Politik verwirklicht werde. Liberale Eigenständigkeit, heißt es weiter, führe nur allzu leicht in das Debakel des Umschlagens in einen Nationalismus Düsseldorfer Prägung oder ein Abrutschen nach links entsprechend bayrischem Beispiel.
studpress, akd

Deutsches Studentenwerk als Anstalt öffentlichen Rechts?
Der Geschäftsführer des Deutschen Studentenwerks e. V., Nitschke, soll zur Zeit Pläne für eine rechtliche Umstrukturierung der Studentenwerke ausarbeiten lassen. Wie informierte VDS-Kreise behaupten, wird beabsichtigt, eine auf Bundesebene zentral geleitete Anstalt öffentlichen Rechts anzustreben. Sollten sich die örtlichen Studentenwerke diesen Plänen anschließen, so wäre in Zukunft ein Mitspracherecht der Universitäten und der Studentenvertretungen in den einzelnen Studentenwerken praktisch ausgeschaltet. studpress

Hochschulrahmengesetz für Hessen?
Ein hessisches Hochschulrahmengesetz soll, wie aus Wiesbaden verlautet, unmittelbar vor der Veröffentlichung stehen, nachdem Kultusminister Schütte bereits im Vorjahr eine gleichlautende Auskunft vor dem Landtag gegeben hatte. Die hochschulrechtliche Situation in Hessen bedarf dringend einer Klärung. Einmal überschneiden sich im jetzigen Bundesland die ehemaligen preußischen und (Volksstaat) hessischen Rechtsgebiete. Zum anderen bestehen in Hessen die Landesuniversität Marburg, die Stiftungsuniversität Frankfurt und die mit besonderen Privilegien ausgestattete Technische Hochschule in Darmstadt, deren Satzungen zum Teil ungültig bzw. außer Kraft gesetzt oder noch nicht genehmigt sind. Lediglich die in der Nachkriegszeit auf Grund eines besonderen Gesetzes in Gießen errichtete Justus-Liebig-Universität kann auf eine klare hochschulrechtliche Situation verweisen.
Auch die Studentenschaft erhofft eine Verbesserung der bestehenden Rechtssituation. Während die Studentenschaft der TH Darmstadt als Körperschaft des öffentlichen Rechts fungiert, ist die Rechtspersönlichkeit der übrigen Allgemeinen Studentenausschüsse strittig. Wie aus dem Kultusministerium zu erfahren war, soll die der Darmstädter Studentenschaft eingeräumte Rechtsstellung nun auch auf die anderen Studentenvertretungen ausgedehnt werden. Sowohl die Professoren als auch das Hessische Justizministerium sollen dieser Absicht feindlich gegenüberstehen. Da aber Kultusminister Prof. Dr. Schütte und der in der Hochschulabteilung maßgebliche Sachbearbeiter eine in der Hessischen Verfassung garantierte Mitwirkung der Studentenschaft befürworten, hofft man, daß sich das Kultusministerium in dieser Frage durchsetzen wird. fsz

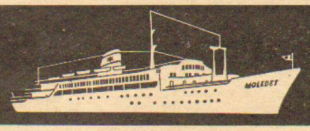
Redaktion der „marburger blätter" abgelöst
Für die erste in diesem Semester erschienene Ausgabe der „marburger blätter" zeichnet eine neue vom AStA eingesetzte Redaktion verantwortlich. Gleichzeitig entstand unter dem Namen „sine sine" eine neue Zeitschrift, für die laut Impressum ein „Arbeitskreis Unabhängige Studentenzeitung" verantwortlich zeichnet. Die Mitglieder dieses Arbeitskreises setzen sich hauptsächlich aus den abgelösten Redakteuren zusammen.
Diese AStA-Maßnahme kam keineswegs überraschend. Die „marburger blätter" hatten unvorsichtigerweise die dortigen Selbstverwalter zum Gegenstand handfester Kritik und bissigen Spottes gemacht. Zumindest zweimal innerhalb eines Jahres haben sie durch Skandalgeschichten à la Spiegel einen AStA-Umsturz versucht. Bei der nächsten Gelegenheit zwang der AStA dann die unbotmäßige Redaktion zum Rücktritt. Da die abgelöste Redaktion inzwischen gegen eine für den AStA positive einstweilige Anordnung des Rektors bei der hessischen Landesregierung Beschwerde eingelegt hat, droht sich aus der Angelegenheit ein zünftiger Rechtsstreit zu entwickeln.
Eine seltsame Rolle soll dabei die Marburger SDS-Gruppe gespielt haben, die sich durch Ausspielen der Kontrahenten in die neue Redaktion eingekauft hat. fsz

1/564

echt amerikanischer Blatt-Tabak DM 1.50

Wer hat Interesse am Journalismus und an einem regelmäßigen Nebenverdienst?
Für Stud. mit pol. u. wirtsch. Interesse bietet sich redakt. Halbtagstätigk. (redigieren). Zeit nach Vereinb., gute Bez.
Bewerbung an DISKUS-Anzeigenredaktion
(Chiffre al-red auf Briefumschlag)

RÖMER
KLISCHEE-ANSTALT GMBH
FRANKFURT/MAIN
MAINZER LANDSTRASSE 216
TELEFON: 334672



Neubau M. S. „MOLEDET" 6500 BRT
mit preiswerter Einheitstouristenklasse im Mittelmeerdienst zwischen GENUA – MARSEILLE – NEAPEL und HAIFA via LIMASOL (Zypern),
außerdem mit den bewährten modernen Zweiklassenschiffen D. „THEODOR HERZL" oder D. „JERUSALEM" 10.000 BRT
Alle Schiffe haben Klima-Anlage, Stabilisatoren, Schwimmbad, Raum für Gottesdienste usw.
Ermäßigung für Gruppen- und Pilgerreisen, sowie für Hin- und Rückfahrten.
Auskünfte durch Ihr REISEBÜRO

ZIM
ISRAEL NAVIGATION COMPANY LTD.

Modeartikel Entwicklungshilfe

Meditationen über die sogenannte Entwicklungshilfe sind noch immer en vogue. Meist werden sie von Leuten vorgetragen, die sich das Air eines politischen Avantgardismus geben möchten. Doch vielfach sind ihre Ideen nur Glasur, unter der sich philanthropische Sektengründungen verbergen. Dieses erstaunliche Phänomen hat nun auch auf die studentischen Verbände und Organisationen übergegriffen.

Wie die Pilze schießen sie aus den Boden: die eingetragenen Vereine, internationalen Seminare und studentischen Hilfsprogramme, welche wiederum Sammlungen und AStA-Beitragsumlagen nach sich ziehen. Es kursieren zahllose Meinungen und Rezepte, wie und wem geholfen werden soll. Der Wirrwarr wird von Tag zu Tag größer. Gewiß, die meisten dieser Programme zeugen von ehrlicher Hilfsbereitschaft und gutem Willen. Wo es aber um wirkliche „Entwicklungshilfe" geht, können nicht schwärmerische Vorstellungen das Leitbild abgeben.

Es läßt sich wohl nur psychologisch erklären: Begegnungen mit Kommilitonen aus den Entwicklungsländern rufen bei deutschen Studentenvertretern eine Art westlich-kolonialen Schuldkomplex hervor. Von der nationalen Dynamik und dem revolutionären Pathos der jungen Staaten fasziniert, plappern sie nahezu unkritisch nach, daß nur eine volksdemokratisch-sozialistische Staatsform geeignet sei, einen raschen Aufbau dieser Länder zu gewährleisten, anstatt ihnen die eigenen Leitbilder mit auf den Weg zu geben.

Eine solche Einstellung muß zu Fehlleistungen führen. Hat ein studentischer Nationalverband, der beim Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) Anerkennung und Hilfe finden will, gemeinhin Unabhängigkeit von der Staatsregierung und demokratische Wahl seiner Amtsträger nachzuweisen, so ist man im Falle der Entwicklungsländer von diplomatischer Nachsicht beseelt. Was beim spanischen Studentenverband SEU zum Bannfluch führt, ist im Falle Kuba kein Hinderungsgrund. Die Forderung nach Repräsentanz, bei den Beziehungen zu den Organisationen des Ostblocks, ohnehin schon durchlöchert, wird vollends über Bord geworfen. Quod licet Iovi, non licet bovi!

Natürlich kann eine in den Kinderschuhen steckende Studentenvertretung nicht mit den gleichen Maßstäben bemessen werden wie die der meisten westlichen Länder. Das um so mehr, wenn sie – was ausnahmslos in den lateinamerikanischen und afrikanischen Ländern der Fall ist – mehr politisch revolutionäre Vorhut als Studentenvertretung ist. Das eigentliche Problem liegt aber in der sicher bequemen Methode, von der Anerkennung humanitärer und demokratischer Leitbilder (man wird zwar diese Anerkennung nicht mit spezifisch europäischen Formen des demokratischen Rechtsstaates verwechseln dürfen) dort abzusehen, wo es sich um sogenannte Unterentwickelte handelt, deren politische „Verirrungen" man, um im Gespräch zu bleiben, dann einfach toleriert. Daß bei uns die gleichen politischen Praktiken und Verirrungen keineswegs einer längst vergessenen „Entwicklungsstufe" angehören, wird übersehen. Nimmt es da wunder, daß sich die mit solchem Freibrief ausgestatteten Objekte planloser Entwicklungshilfe durch Verschlagenheit und doppeltes Spiel revanchieren? So sind studentische Hilfsprogramme schon oft mit dem Vorwurf bedacht wurden, im Endeffekt nur der kommunistischen Infiltration Vorschub geleistet zu haben, statt ihr entgegenzuwirken. Wenn auch dieses Risiko grundsätzlich in Kauf genommen werden muß, so sollten unsere Studentenvertreter wenigstens aufhören sich einzubilden, gewissen Gruppen von Studentenpolitikern die Parteinahme für die kollektivistischen Methoden Moskaus durch DM-Schecks abkaufen zu können. Wer sich selbst durch die Kolonialgreuel in Ungarn und Tibet nicht belehren lassen will, dem dürfte auch mit der Brieftasche nicht zu helfen sein.

Zu welchen Seiltänzen die VDS-Auslandsexperten fähig sind, um das Ausscheren eines Schäfleins aus dem westlichen Lager zu verhindern, haben sie erst unlängst demonstriert. Es ist an dieser Stelle der VDS-Algerienpolitik oft genug das Wort geredet worden, so daß auch einmal ein Wort der Kritik erlaubt sein möge. Die Bonner Staatsanwaltschaft hatte – wie erinnerlich – im Mai dieses Jahres drei politische Führer der FLN in der Bundesrepublik wegen Raubes, Erpressung und Körperverletzung festgenommen und später ausgewiesen. Der im Sinne regierungsamtlicher Stellungnahmen sicherlich unverdächtige „Spiegel" schrieb damals: „Mehr als vierzig Strafanzeigen algerischer Exilanten hatten die deutschen Strafverfolgungsbehörden darauf gestoßen, daß die FLN-Männer politisch neutrale oder indifferente Landsleute in Deutschland erpreßten, bedrohten, beraubten oder prügelten, um diese faulen Mitläufer zu patriotischer Aktivität und zu Spenden für den Kampffonds anzuspornen. Bei derlei Verfahren stellte sich heraus, daß der FLN-Terror weniger individueller Brauch einzelner Heißsporne als vielmehr organisierte Methode war, institutioneller Bestandteil sozusagen der FLN, die damit in den Verdacht geriet, einer ihrer Organisationszwecke sei es, nach Klu-Klux-Klan-Modell strafbare Handlungen zu begehen."

Nicht so der VDS! Durch Pressereferent Jens Bielenstein ließ er sein Bedauern ausdrücken. Er befürchte „eine starke Belastung der Beziehungen zwischen der Union generale des étudiants muselmans algeriens (UGEMA) und dem VDS wie zwischen der Bundesrepublik und dem algerischen Volk". Daß es sich hierbei um keine einmalige Fehlleistung, sondern um Methode handelt, kaum von der Hand zu weisen. Trotz eines nicht unerheblichen Stipendienprogramms für die UGEMA-Mitglieder, sonstiger „Solidaritätsbekundigungen" (z. B. VDS-Spende in Höhe von DM 10 000,– für den letztjährigen UGEMA-Kongreß in Tunis) und vielfacher Sympathieerklärungen der deutschen Studentenschaft ist es dem VDS bis heute nicht gelungen, die UGEMA-Freunde darauf festzunageln, daß Freiheit und Selbstbestimmung nicht nur ausschließliche Rechte des algerischen Volkes sind. Vor der Abstimmung über die sogenannte Deutschland-Resolution auf der letzten „International Students Conference" in Klosters (Schweiz), in der die Bolschewisierung der mitteldeutschen Hochschulen verurteilt wurde, verließen sie den Konferenzsaal. An den bundesrepublikanischen Fleischtöpfen partizipieren sie ohne Bauchschmerzen, an den deutschen Sorgen lieber nicht. Sicherlich wäre der Ruf nach einer studentischen „Hallstein-Doktrin" verfehlt. Ein Minimum an politischem Anstand sollte man aber selbst von mißtrauischen Partnern erwarten dürfen.

Betrachtet man diese und andere VDS-Miseren, so fühlt man sich an einen Mann erinnert, der seinen Freunden gegenüber all das verleugnet, was ihn selbst vorangebracht hat. Es wird nachgerade Zeit, daß man sich einmal Gedanken macht, was den Entwicklungsländern wirklich nützen könnte. Ob es sich bei einer weiteren VDS-Spende (wiederum DM 10 000,–) zur „Durchführung" eines kongolesischen Studentenkongresses um eine wirkliche Entwicklungshilfe handelt, mag dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall ist schwer einzusehen, wieso die deutschen Studenten eine Tagung finanzieren sollen, deren sachliche Notwendigkeit nicht nachgewiesen werden konnte. Wenn der VDS selbst zur Begründung anführt: „Hier bietet sich nun eine Gelegenheit, die Solidarität mit der Studentenschaft des Kongo zu beweisen. Sie (die Hilfe) könnte gleichzeitig eine Demonstration des guten Willens sein, die mehr bedeutet als nur Worte des Mitgefühls", so ist das sicherlich sehr ehrenvoll. Peinlich aber insofern, als vernünftige Zielsetzungen und klare Kenntnisse der politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge vonnöten sind, sofern derartige „Demonstrationen des guten Willens" nicht im Sand verlaufen sollen.

Wiederum um eine solche philanthropische Tat handelt es sich auch beim jüngsten Kind der VDS-Projektemacher, beim „Internationalen Solidaritätsfonds der deutschen Studentenschaft e. V.". Dreizehn „ausgewählte Entwicklungsprojekte" sollen demnächst „vorangetrieben" werden. Daß man hier mit der notwendigen Sorgfalt vorgegangen ist, wird mit Fug und Recht bezweifelt müssen, wer die Vorgeschichte kennt. Weil noch in diesem Monat an allen Hochschulen öffentliche Sammlungen abgehalten werden sollen, war die Erlaubnis der Westdeutschen Rektorenkonferenz einzuholen. Die Rektoren aber machten ihr Ja von der Auflage abhängig, näheres über den Verwendungszweck zu hören. Zur Planung gezwungen entstanden so über Nacht die „ausgewählten Entwicklungsprojekte."

Niemand wird den VDS-Experten bei alledem ein beachtliches Maß an gutem Willen absprechen. Man sollte jedoch erwarten dürfen, daß sie endlich etwas Linie in ihre „Außenpolitik" bringen. Wann werden sie wohl die sinnvollsten ihrer Bemühungen wieder aufgreifen, die ihren vorläufigen Abschluß in den Empfehlungen von Bergneustadt gefunden haben und seitdem versandet sind. Statt spektakulärer „Demonstrationen des guten Willens" möchte man eine sinnvolle Erweiterung der Stipendienprogramme (z. B. Algerien) sehen, statt panischer Furcht vor einem wachsenden Einfluß der FDJ in den Entwicklungsländern einen fremdsprachigen Informationsdienst, der nun schon seit sechs Jahren erscheinen soll.

Das Projekte-Machen sollte man anderen Leuten überlassen.

Rolf Freienohl

Unrealistisch

„Erhebende Augenblicke" gehören zwar nicht zum alltäglichen Erlebnisarsenal einer studentischen Existenz. Aber sie reichen immerhin aus, um den Bedarf zu decken.

Damit soll nichts gegen den Erlebnischarakter hervorstechender Ereignisse eingewandt werden; er ist individuell verschieden und damit Privatsache.

Mit Verwunderung aber erfüllt, daß der Akademische Senat der Freien Universität Berlin vor kurzem mit nur einer Gegenstimme den Beschluß faßte, die obligatorische Teilnahme an den turnusmäßigen Immatrikulationsfeiern nicht aufzuheben; denn dadurch gehe dem Studenten ein weiteres der ohnehin (nach Senatsansicht) viel zu seltenen eindrucksvollen Erlebnisse verloren, die eine solche Feier immerhin vermittele. Die Berliner Immatrikulationsfeier unterscheidet sich von ähnlichen, an anderen Universitäten üblichen Festakten höchstens dadurch, daß in einstündiger Prozedur jedem Studienneuling die Hand gedrückt wird; und allenfalls noch dadurch „. . . daß Studierende, die sich der Verpflichtung durch den Rektor entziehen, gemäß § 15 der Universitätsordnung aus der Liste der Studierenden gestrichen werden", wie die mit einer „Kontrollnummer" versehene Einladung ausdrücklich ins Gedächtnis ruft.

Ob eine solche Feier die ihr zugedachte „Funktion" erfüllen kann, erscheint zweifelhaft. Schon der Massencharakter der Veranstaltung wie auch die Tatsache, daß Professoren wie Studenten in ihr lediglich notwendige Routine sehen, sollte zu denken geben.

Damit sei nichts gegen akademische Festakte gesagt, solange sie sich bescheiden im Rahmen des Akzidentellen halten. Ihre Bedeutung wird aber weit überschätzt, will man ihnen eine wesentliche Rolle im studentischen Gemeinschaftsleben einräumen, eine Rolle, die ihnen schon lange nicht mehr zukommt.

– uge –

. . ausland . . . nachrichten . . . ausland . . . nachrichten . .

Kongolesische Studenten wollen mitreden

Mit ihrem ersten Nationalkongreß, zu dem sie sich am 4. Mai in Leopoldville versammelten, verwirklichten die kongolesischen Studenten einen Plan, den sie schon vor einem Jahre gefaßt hatten. Der Sprecher des kongolesischen Studentenverbandes definierte die Ziele des Kongresses folgendermaßen: 1. Sicherung der Unabhängigkeit der Universität; 2. Beteiligung an der internationalen Studentenbewegung; 3. Studium der Probleme des Kongo; 4. Studium der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme Afrikas. Die kongolesischen Studenten sind bestrebt, inmitten der schweren inneren Unruhen in ihrem Lande Vorsorge zu treffen für eine beständigere Zukunft, in der ihre Organisation die ihr gebührende Stellung einer fortschrittlichen und verantwortlichen Kraft in der Entwicklung des Landes einnehmen kann.

News Features

IUS tagt in Kuba

In Havanna/Kuba tagte vom 20. bis 24. Mai das Exekutivkomitee des Kommunistischen Weltstudentenbundes (IUS) mit dem Hauptsitz in Prag unter seinem Vorsitzenden Juri Pelikan (Tschechoslowakei). Da dem kommunistischen Weltstudentenbund mehrere südamerikanische Studentenschaften – unter anderem Bolivien, Mexiko und Venezuela – angehören, und weitere süd- und mittelamerikanische Studentenverbände neben der Mitgliedschaft in der nicht-kommunistischen Internationalen Studentenkonferenz dem Weltstudentenbund assoziiert sind, ist zu erwarten, daß von Kuba aus künftig stärkerer Einfluß auf die häufig oppositionell eingestellten Studenten in Südamerika genommen werden soll. dpd

Im VDS noch nicht diskutiert

Studenten der Entwicklungsländer an den westdeutschen Hochschulen sind mit offensichtlichem Erfolg dabei, eine „Afro-asiatische Front" als gemeinsame, große, ausschließlich gegen die westliche Welt gerichtete Organisation namentlich der afrikanischen und arabischen Studenten zu gründen. Diese alarmierende Nachricht kommt aus arabischen Studentenkreisen.

Wenn auch sicherlich die Mehrheit der afro-asiatischen Studenten in Westdeutschland nicht kommunistisch ist, so liegt schon jetzt klar auf der Hand, daß die Gründung rein kommunistischen Ursprungs ist. Für die Kommunisten unter den Afro-Asiaten ist es dabei nicht schwierig, die anti-kolonialen, anti-israelischen und überhaupt anti-westlichen Stimmungen unter ihren Landsleuten auszunützen und damit die geplante „Afro-asiatische Front" ins kommunistische Fahrwasser zu lenken.

Die zweifellos radikalsten und in der Masse kommunistisch durchsetzten Gruppierungen sind die irakischen und kurdischen Studenten. Abgesehen davon, daß sie eng zusammenarbeiten, unterhalten beide Gruppen ständige Kontakte nicht allein zur sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, sondern auch zur CSSR und zur Sowjetunion. Beunruhigend ist vor allem, daß von den irakischen Studenten auch enge Beziehungen zur illegalen kommunistischen Partei in der Bundesrepublik unterhalten werden und daß sie sich ganz unverhohlen in die kommunistische Agitation in Westdeutschland einschalten. So beteiligen sie sich nicht selten beispielsweise an der Verteilung kommunistischer Schriften und östlichen Propagandamaterials.

Die größte Gruppe bilden die in einer eigenen „Zwangs"-Organisation zusammengeschlossenen arabischen Studenten. Wenn diese Gruppe, die sich vorwiegend aus Angehörigen der Vereinigten Arabischen Republik, Jordaniens und des Libanon zusammensetzt, auch zur Zeit offenbar nur in geringem Maße kommunistisch infiltriert ist, so läuft sie dennoch, schon auf Grund ihres antiwestlichen Ressentiments und ihrer schwankenden Haltung, leicht Gefahr, von den Extremisten aus dem Irak und Kurdistan ins Schlepptau genommen zu werden.

Freilich gibt es daneben noch eine kleine Gruppe von Moslemstudenten, die den Aufbau einer religiösen islamischen Studentenorganisation an den bundesdeutschen Hochschulen plant. Der Einfluß, den sie auf ihre in der anderen Organisation zusammengeschlossenen Landsleute gewinnen könnten, wäre nach arabischer Meinung nicht unbedeutend. Es wäre aber gut, wenn darüberhinaus die Bevölkerung der Bundesrepublik den Studenten aus der arabischen und afrikanischen Welt mit mehr Verständnis begegnen würde. Dieses Problem wäre eine Diskussion wert, denn immerhin studieren fast 10 000 afro-asiatische Studenten in der Bundesrepublik, die Gewicht bekommen können, nach der einen wie nach der anderen Seite.

akd

Kommunisten brüskieren skandinavische Studenten

Die skandinavischen Studentenorganisationen sind darüber empört, daß alle Proteste der finnischen Jugend und der skandinavischen Studenten gegen die Durchführung der kommunistischen Weltjugendfestspiele in Helsinki im Jahre 1962 bisher ohne Wirkung geblieben sind. Der Protest, den die skandinavischen Studentenverbände an das Komitee der Weltjugendfestspiele gesandt hatte, blieb bisher unbeantwortet. Die nordischen Studentenverbände rechnen auch nicht damit, daß von seiten der Initiatoren der Weltjugendfestspiele dazu Stellung genommen wird. Die Studentenverbände sind sich dessen bewußt, daß durch Protestresolutionen die Abhaltung der Festspiele in Helsinki nicht unterbunden werden kann. Welche weiteren Schritte in dieser Angelegenheit unternommen werden sollen, weiß man bis zur Stunde noch nicht. Die skandinavischen Studentenverbände haben aber versichert, daß das letzte Wort in dieser Angelegenheit noch nicht gesprochen worden sei.

Studentenbladet

Verletzung der Gastfreundschaft

Gegen die zunehmende Verletzung der Gastfreundschaft des Landes hat sich der Nationalverband der schwedischen Studenten (SFS) gewandt. Anlaß dazu bot eine Einladung zur Teilnahme an einer Veranstaltung in Stockholm, die die Solidarität mit der algerischen Jugend bekunden sollte. Der Verband wurde aufgefordert, als Gastgeber zu fungieren, konnte aber erst nach längerem Forschen nach den Initiatoren feststellen, daß es sich um die kommunistische Jugendorganisation in Algerien „Demokratische Union" handelte. Es stellte sich ferner heraus, daß die Teilnehmer der Veranstaltung sich zu einem großen Teil aus Delegierten des vorbereitenden Komitees für die kommunistischen Weltjugendfestspiele im kommenden Jahre zusammensetzen. Der schwedische Nationalverband hat im Hinblick auf diesen Sachverhalt gegen die flagrante Verletzung des Gastgeberrechts protestiert und gefordert, daß man ihn in Zukunft über solche Veranstaltungen rechtzeitig informiere und der Initiator seine Wünsche respektiere.

Gegen eine vom Koalitionsausschuß beschlossene Kürzung des Kulturbudgets um zirka 100 Millionen Schilling traten am 29. Mai die Hörer aller österreichischen Hochschulen in einen einwöchigen Vorlesungsstreik. Diese Situation entstand durch die Weigerung der Sozialisten, einem Verkauf von Aktien verstaatlichter Unternehmungen zur Sanierung des Budgets zuzustimmen. Das Defizit war durch eine Erhöhung der Beamtengehälter entstanden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß es sich hierbei bereits um Wahlvorbereitungen der Sozialisten handelt. Da sich die österreichischen Bundeswahlen als ein Kopf-an-Kopf-Rennen zu erweisen pflegen, sind die Parteien auf der Suche nach neuen Wählerschichten. Die Studenten aber wählen in ihrer Mehrheit konservativ.

Die mit äußerster Erbitterung geführte Auseinandersetzung dürfte ihren Grund in der Feststellung der Rektorenkonferenz, „daß die österreichischen Hochschulen in ihrer materiellen Einrichtung weit hinter der Entwicklung in anderen Ländern zurückgeblieben sind", haben. Die nicht mehr zu übersehende mangelnde Konkurrenzfähigkeit der österreichischen Wissenschaft hat die Hochschulen in eine beträchtliche Komplexhaltung manövriert.

Als symptomatisch mag die Verschärfung des Promotionsverfahrens gelten.

So reagierten die Hochschulen mit einer für Österreich ungewohnten Schärfe. In Wien blockierten Demonstranten stundenlang die ganze Innenstadt. Auf Transparenten war zu lesen: „Hochschulen – Armenhäuser von heute", „In diesen Labors wäre nicht einmal das Schießpulver erfunden worden", „Wohlfahrtsstaat auf Kosten der Kultur". Die Rektorenkonferenz erklärte sich mit dem Streik der Studenten solidarisch. Die Wiener Presse sprach von „Österreichs innenpolitischem Problem Nummer Eins".

Das Laissez-faire in der Kulturpoltik hat die österreichische Dozenten- und Studentenschaft in einer Weise zusammengeführt, die in Deutschland einfach undenkbar wäre. Und es handelt sich hier um mehr als um eine Notgemeinschaft. Bei vielen Gelegenheiten wird ersichtlich, daß die Akademikerschaft (hierzulande verwendet man lieber den Begriff „Intelligenz" mit allen seinen peinlichen Äquivokationen) sich ihrer gesellschaftlichen Funktion bewußt ist und sich nicht in der extremen Position einer restaurativen Nachhut oder eines radikalen Ferments gefällt.

Unser Bild zeigt den Schweigemarsch durch die steirische Landeshauptstadt Graz.

An die deutsche Studentenschaft

Aus dem Wahlaufruf der FDP

Zur Bundestagswahl '61

Unser Beitrag zur Entwicklungshilfe darf sich nicht in technischen und wirtschaftlichen Maßnahmen erschöpfen, sondern sollte vornehmlich Bildungshilfe sein. Wir tragen zur friedlichen Verständigung bei, wenn wir den jungen Völkern mit unseren geistigen Kräften dienen. Mit unserer Hilfe errichtete und unterhaltene Fach-, Gewerbe- und Landwirtschaftsschulen in den Entwicklungsländern werden die Eigenkräfte dieser Völker wecken.

Wir rufen die deutsche Jugend auf, die große Bedeutung der Mitarbeit in den Entwicklungsländern für die eigene Zukunft zu erkennen. Arbeit in diesen jungen Staaten ist ein Verdienst. Dieser muß gefördert werden und darf nicht zur Benachteiligung in der eigenen beruflichen Entwicklung führen.

Freiheit und Wohlstand unseres Volkes werden vor allem in der geistigen Auseinandersetzung verteidigt. Die deutsche Jugend muß im Wettbewerb der Völker bestehen können. Den Ausgaben für die Bildungsaufgaben gebührt der gleiche Rang wie den Ausgaben für militärische und soziale Sicherheit.

Wir befürworten die Gründung neuer Universitäten, Hochschulen und höherer technischer Lehranstalten. Der rationelle Einsatz der finanziellen Mittel zwingt zur Bildung von Schwerpunkten in der Forschung. Wir brauchen ein wissenschaftliches Informations- und Dokumentationszentrum. Die Empfehlungen des Wissenschaftsrates sind als eine Mindestvoraussetzung liberaler Kulturpolitik zu verwirklichen.

Bitte hier ausschneiden und im frankierten Umschlag einsenden

Herrn
DR. ERICH MENDE MdB
Bundesvorsitzender der FDP

(22c) BONN
Bonner Talweg 57

Bitte senden Sie mir den vollen Wortlaut des Wahlaufrufes der FDP zur Bundestagswahl 1961 in ... Exemplaren. Ich möchte gern auch meinen Bekanntenkreis über die Zielsetzungen der Freien Demokraten informieren.

37/7

Name: _____

Beruf: _____

Ort: _____

Straße: _____

kaffee und kuchen

hört das thema von den nassen
schwarzen frauen in bewegung
hört das rauschen womit kaffee
eingefüllt wird in die tassen

seht am sonntag die bewegung
schwarzer frauen die in stücken
die am sonntag auf der sitzbank
ihre runden köpfe rücken

ihrer körper nasse schwärze
seht gesicht und rumpf und lende
auf der sitzbank seht am sonntag
auf dem tisch das rot der hände

knisternd reibt und raschelnd reibt das
witwenkleid und die pleureuse
an des witwenleibes gänshaut
welcher grad so weiß wie käse

rot wie kröten in die mitte
hüpfen hände hin zum kuchen
aufgesperrt der mund zum schreien
oder diesen zu versuchen

ach getaucht gesicht in tiefe
tassen aufgesperrt vom schmerze
feucht dem auge gegenüber
steht kaffee in seiner schwärze

dampfend in den becher bitter
schwarz kommt kaffee aus der kanne
doch wird ganz erheblich heller
schwarzer kaffee durch die sahne

heiß in tassen steht er erstens
steht und schwarz der kaffee räumlich
als zum schwarz kommt weiß und mischt sich
zweitens und wird plötzlich bräunlich

drittens aus dem napf der kuchen
dessen brocken auf dem tische
liegen eingetaucht in tassen
süß damit im mund sich mische

kuchen und kaffee doch weiter
überm tische seht im rahmen
bleich und ernst den zuckerbäcker
wo er hängt in gottes namen

hände rot die drei und noch ein
viertes mal den kuchen holen
weiß und fett des kopfes wölbung
woran rund die tränen rollen

schwarz des mundes grube welche
kuchen und kaffee und diesen
aufnimmt sich auf seine weise
klappend über ihm zu schließen

ach vom tisch die kuchen springen
und zum brustbild mit gelächter
sagt die frau mit ihrem finger
dieser mann er war kein schlechter

roul tranchirer 2 moritaten

die köchin

des abends in der küche hinterm topf
an diesem abend in der küche grau
am topf und hinterm topf am abend wars
würgt hart der schluckauf in der köchin kropf

er schüttelt ihren leib des abends wie
wenn von papier er sei und nicht von fleisch
so schüttelt bauch er abends und gesäß
und schüttelt brust und brust und schenkel knie

ach liegt sie ach und liegt am boden zuckt
an diesem abend hinterm topf am herd
wo brei und grütze brodeln auf dem herd
wo gegen abend hinterm herde guckt

der köchin kopf der zwischen bein und bein
die blume wächst aus ihrem harten leib
im herd kracht holz und überm herde kocht
der brei und grütze und im stalle schrein

der hahn der hengst im stalle und die kuh
die katze schreit die dreimal trägt im jahr
die hausfrau schreit im bett und hinterm haus
schreit schrill die magd der vater schreit nach ruh

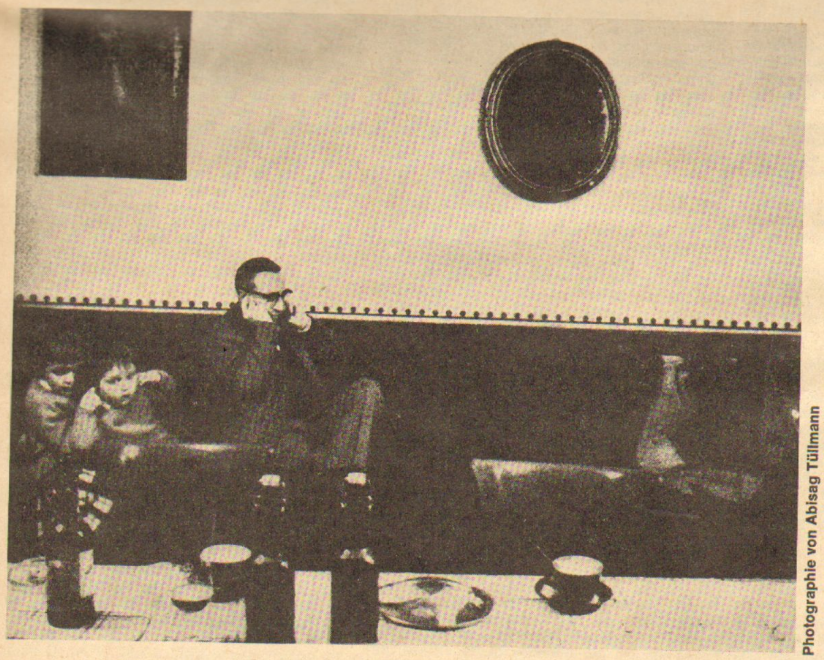
die amme schreit im bett und säugt das kind
der hofhund schreit in seiner hütte und
in seiner falle schreit der mausbock wild
großvater schreit und kratzt an seinem grind

an diesem abend dort der mond und bloß
der köchin hintern rot und weiß und hier
im hof der brunnen braun das buschwerk dort
die köchin unterm herd hier rot und groß

dort schrei vom vogel hier mit seiner mütze
an diesem abend ach der koch der koch
denn wurst und schinken diesen abend noch
im mund ist besser wohl als brei und grütze

das tischtuch fliegt vorbei und eine nackte
garköchin schreit erschreckt an diesem abend
topf herd brei tisch zischt kracht kocht bebt knackt klappert
als sie von hinten her der garkoch packte

an diesem abend kopf des kochs und kopf
der köchin rötlich rötlich unterm herd
brei kocht im topf ach herd ist goldes wert
brei fließt an diesem abend aus dem topf



Photographie von Abisag Tüllmann

UVE SCHMIDT

UND ÜBERLEBT

Ist hingesetzt aufs Kanapee
wo sonst mit Po und pi pa po
so peu à peu Kavallerie die
Blumenbank danebenbei erschütterte.

Sitzt da geschnürt gegürtet nun
im Fischbein steckt die warme Brust
darauf die Gemme hupft und
das Bukett vom Witwenball.

Knöpft die Manschette los so gram
und die Gilette sich wetzt am Knie
und zieht die Uhr noch auf und
denkt an Butterfly und Eva Braun.

Jebald sie Vesper schmeckt im Hals
Tartar stößt auf und Ratzeputz
legt sie das Harakiri fort und richt
sich auf zu braten Strammen Max

und überlebt.

ZUM REMPELN

Aus bescholtner Hüfte schreitet
Hüfte, die geflaggt zum Rempeln
und für Krügers Sporn geflaggt
und geschnürt, gegürtet ist mit
Laserstein und vertrauter Perle

schreitet ganz behaarter Adolf
Griffelspitzer, zwitter Tingler
will er luren: löten will er Krüger
diesen Krüger, der behaarten
Adolf leben läßt und schreiten

aus bescholtner Hüfte und tut
Brezel richten der und Butt, Karamel
und Kopfsalat, Tabaktopf dem Krüger
her und hin die Pfeif und auch
die Virginia.

HORST BINGEL

WIDERLÄUFER

Über das Land spazierengehen,
heißt Pferde bürgen sehen.
Kaum haben wir die gebrannten
Plätze geräumt, stellen wir
Widerhaken und Türme bucklig her.
Ist das Land leer, werden wir
Wolken begießen und hegen.

Pom ging durch die Stadt
und suchte Bürgen sich.
Doch die jungen Bürgen selbst
brauchen keine Plätze mehr.

ALMUT LÖHNIS

VIERZEILER

bin ich fisch
ein blauer vogel
mein atem
fliegt mir davon.

buchkritik

Raumfahrt in den Mikrokosmos

Nathalie Sarraute: Das Planetarium, Roman, aus dem Französischen von Elmar Tophoven. 243 S., Ln. DM 12,80; br. DM 9,80. Bei Kiepenheuer und Witsch, Köln–Berlin, 1960.

Nicht jeder ist für den „neuen Roman" – oder: der „neue Roman" ist nicht für jeden. Der „nouveau roman", den uns die Franzosen beschert haben, ist er ein glanzvoll aufgegangener Stern, ein ärgerlicher Sputnik am Literaturhimmel? Eine ephemere Erscheinung? Die kapriziöse Marotte einiger Außenseiter wie Robbe-Grillet, Nathalie Sarraute, Butor? Auf jeden Fall ein dankbares Objekt für die Rezensenten – und der Snob lehnt es bereits ab, ihn zu diskutieren.

Das Ärgernis für den braven Leser ist bei diesen modernen Literaturprodukten, daß nichts Rechtes in ihnen passiert. Auch in Nathalie Sarrautes neuem Roman „Das Planetarium" passiert wieder einmal nichts. Allenfalls kann man noch neugierig sein, ob das junge Ehepaar Gisèle und Alain Guimiez nun die Wohnung von Tante Berthe, die allein fünf Zimmer in Passy bewohnt – wo doch heute die jungen Ehepaare in Mansarden oder bei den Schwiegereltern leben müssen! –, kriegt oder nicht. Sie kriegen sie! So weit gut. – Es geht aber Nathalie Sarraute auch gar nicht um „Handlung" im üblichen Sinne. Dafür brauchte sie kein Planetarium – eine Vorrichtung, mit der man die Bewegung von Wandelsternen anschaulich machen kann. Auch ihr Planetarium soll, wenn wir sie recht verstehen, ein uns gewöhnlich verborgenes oder unbewußtes Bewegungssystem vor Augen rücken: die Myriaden von kleinen psychischen Regungen, die in einem menschlichen Wesen vor sich gehen, und ihren Verlauf bei der Begegnung mit anderen ebenso verschwenderisch ausgestatteten Artgenossen. Man hat diese Erzähltechnik mikropsychologisch genannt; aber eigentlich ist es gar nichts Psychologisches mehr, eher ein biologisches Phänomen, jenseits aller moralischen Kategorien, das sie beschreibt: Pilzkolonien, Bakterienkulturen, ein infusorisches Gewusel – dem ähnlich scheint uns zu sein, was da an kleinlichen, niedrigen, ängstlichen, verzweifelten und zumeist ganz namenlosen Regungen sprießt und wallt und wimmelt zwischen den Personen dieses Romans, die ihnen blind hingegeben sind oder sie bewachen oder ihnen zu entrinnen suchen. „Ich glaube, daß wir alle im Grunde ein wenig so sind" schließt der Roman. Das möchte man meinen, fürchten. Müssen wir so sein? Darauf gibt das „Planetarium" keine einhellige Antwort. Es ist genug, daß es uns diese Welt sehen läßt, sie uns vor die Augen rückt – mit meisterlicher Kunst des Wortes und der Komposition.

Über die „Kunst" sind indessen noch einige Worte zu verlieren. Man muß sich immerhin fragen, wie hier etwas in Sprache umgesetzt wird, was seinem Wesen nach unsprachlich ist. Wir haben in unserer Sprache keine Symbole parat, um die Verhältnisse dieser Urwaldwelt direkt zu bezeichnen, die wie ein neuer Erdteil aus dem Meer aufgetaucht ist, hervorgetrieben von der Sensibilität und Nervosität des modernen Bewußtseins. Um sich diese Welt sprachlich zu erobern, bleibt nichts übrig, als in Gleichnissen der uns geläufigen Realität zu sprechen. Es ist also recht eine Bildersprache, die Nathalie Sarraute hier führt. Und zwar wird vom Bild nicht etwa als rhetorischer Figur Gebrauch gemacht. Es wird in Anspruch genommen wie in der Lyrik, in der symbolistischen, muß man hinzusetzen. Von „Bildern der Seele" spricht Hofmannsthal. Und hier wie dort ist das Bild ein wesensnotwendiges Mittel der Aussage von etwas an sich Unsagbarem.

Von der Masse eines zum Bersten gespannten Eitersacks ist die Rede, den Guimiez neben sich spürt, von der scharfen, brennenden, ekelerregenden Flüssigkeit, die sich über ihn ergießen, ihn ersticken, ihm Mund und Nase füllen wird – doch ohne daß damit etwas handgreiflich, sichtbar Vorhandenes bezeichnet wird: es ist nur ein Bild als Entsprechung für die direkt nicht benennbare Empfindung.

Das Beispiel ist nicht willkürlich gewählt: es hat diese Sphäre der wimmelnden Regungen etwas Eklig-Unreines; schon im ersten Buch der Sarraute, den „Tropismen" waren solche, den Ekel vor dem, was sie bezeichnen, involvierenden Wörter wie kleben, kriechen, ausschwitzen, schmutzig, fettig, geifrig bevorzugte Vokabeln. Der Bazillenträger ist das gesprochene Wort. „Die Worte", heißt es im „Martereau", einem anderen Roman der Autorin, „sind winzige Schutzkapseln, die schädliche Keime enthalten", „winzige Sicherheitsventile, durch die schwere Gase, ungesunde Ausdunstungen entweichen". Es nimmt daher nicht wunder, daß das Reden bei Nathalie Sarraute einen breiten Raum einnimmt, und zwar die laut formulierten Gespräche und die bei sich wiedergekauten und vorgekauten, dann die inneren Monologe und schließlich ein in sich Sprechen der Personen, das gar kein Sprechen ist, sondern das Spiel jener unsprachlichen Regungen, die vom Erzähler in Sprache umgesetzt sind. Allerdings ist auffällig, daß im "Planetarium", verglichen mit dem „Martereau", die Bedeutung der Reden zurücktritt. Es hängt dies mit einem Standortwechsel des Erzählers in dem neuen Buch zusammen: im „Martereau" war diese unterschwellige Sphäre ganz herausgesponnen aus der Person des durch seine krankhafte Sensibilität dafür prädestinierten Erzählers, wobei die Authentizität dessen, was er bei den anderen wahrnimmt, bis zuletzt fragwürdig bleibt. Das bedeutet, daß der Horizont des Erzählers kraft dessen Sensibilität zwar aufgerissen ist und das Bewußtsein anderer Personen mit hereingenommen wird, daß aber, wenn es um die Frage der Authentizität geht, er sich wieder schließt und alles, was der Erzähler von den anderen Personen mit Sicherheit zu wissen glaubt, doch Vermutung bleiben muß. Anders im „Planetarium": hier ist wieder der dem Erzählten übergeordnete Erzähler am Werke, der von mehreren Personen authentisch zu berichten vermag, der von Alain berichtet, als stecke er in ihm, desgleichen von Gisèle, von Germaine Lamaire und wer sonst noch auftritt. Daher braucht die Aussage über sie sich nicht mehr einzig an ihren Reden zu orientieren, sondern kann in ein Beschreiben ihrer „Zustände" übergehen. Ein mit solchen Vollmachten ausgerüsteter Erzähler erst ist in der Lage, das Planetarium zu erstellen, das heißt: die Bewegungsverhältnisse dieses „Universums im Kleinen" sichtbar zu machen. Nathalie Sarraute gewinnt und verliert dabei: man kann darin einen Rückfall sehen hinter die vom nouveau roman behauptete Position der absoluten Objektivität auf die des klassischen Erzählers, der eben nicht der voyeur ist, der Augenzeuge, der Registrierende, sondern hineingeht in seine Personen, um zu sehen, was er eigentlich nicht sehen kann. Das Moment des Fiktiven tritt wieder in Kraft; aber schließlich ist jene Objektivität des Erzählers nicht weniger fiktiv.

Es ist nicht unerklärlich, was diesen Stellungswechsel bei Nathalie Sarraute bewirkte: eine zunehmende Sicherheit gegenüber dem „Stoff"; diese Region unterschwelliger Regungen, in den „Tropismen" noch vague, wenig konturiert und auch immer wieder noch zurückweichend, ist ein selbstverständlicher Realitätsbereich geworden, den man nicht mehr als Tummelfeld einiger weniger Hypersensibler zu deklarieren braucht wie im „Martereau". Die Autorin schaltet und waltet jetzt sozusagen in einem anerkannten Bereich, der dem Bewußtsein integriert ist. Unsere Realität ist um eine Dimension erweitert, und unter diesem Aspekt erzählt Nathalie Sarraute durchaus realistisch! Damit ist auch eine Antwort gefunden auf die eingangs gestellte Frage nach dem nouveau roman, wenigstens für diese Autorin: sie ist nicht aus auf das Neue um jeden Preis, nicht auf der Flucht nach vorn vor dem „déjà fait". Aber sie macht auch nicht die Augen zu vor der Wirklichkeit, wie sie sie einmal entdeckt hat; sie stellt sie dar, mit dem Aufwand an Mitteln, die dafür notwendig sind. Und es ist durchaus nicht so, daß nichts passierte; nur ist es ein mikroskopisches Erzählen. Für den, der willig durch das Mikroskop schaut oder, um im Bilde zu bleiben: von dem Planetarium Gebrauch macht, passiert sehr viel: er sieht die Bewegungen eines innerweltlichen Planetensystems.

Britta Titel

STREIT-ZEIT-SCHRIFT

Herausgeber: V. O. Stomps

Redaktion: Horst Bingel

Seit fünf Jahren ist die Zeitschrift das streitbare Organ der jungen deutschen Literatur „und findet mit Recht ein wachsendes Echo", urteilt der „Süddeutsche Rundfunk". Die Autoren sind u. a.: Andersch, Bender, Böll, Celan, Enzensberger, Gebser, Heckmann, Höllerer, Kesten, Krolow, Meckel und Weyrauch.

Neben einem Hauptthema enthält jede Ausgabe unveröffentlichte Prosa, Lyrik, Graphik und Autorenkarikaturen sowie Rezensionen.

Man sagt:

in Amsterdam: „Hier geht es nicht nur ohne Phrasen, sondern gegen sie." Litterair Paspoort

in Frankfurt: „Provokatorische, polemische, kritische und teils auch überhebliche Formulierungen werden wie Salben und Tinkturen zu einem Ziehpflaster gemischt." Frankfurter Allgemeine Zeitung

in Stuttgart: „Die originellste Zeitschrift der Bundesrepublik." Christ und Welt

Die Zeitschrift erscheint halbjährlich.

Abonnement DM 5,40; Einzelheft DM 3,–

Verlegt für die EREMITEN-PRESSE durch die Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main

Abschleuderungen

Ferdinand Kriwet: „Rotor", Verlag Du Mont Schauberg, Köln 1961, DM 19,80.

In den Wandelhallen einer besonders in Stuttgart unvolikommenen Natur fragte Max Bense ganz umwunden Helmuth Heissenbüttel: „Haben Sie den Kriwet gesehen?" Heissenbüttel antwortete protestantisch knapp: „Ja". Bense, plötzlich unumwunden: „Rimbaud, nicht wahr, ganz Rimbaud." Daraufhin, so wird kolportiert, rauchte Heissenbüttel mitten in der Natur eine Zigarette. (Es sei hinzugefügt, daß der Rezensent beim Tippen dieser Rezension ebenfalls rauchte.)

Ferdinand Kriwet, Personenbeschreibung siehe oben durch Bense, hatte die sicherlich nicht unerhebliche Freude, daß der Du Mont Schauberg Verlag sein erstes Buch veröffentlichte. Das Erscheinen des Buches war in Freundeskreisen ein Ereignis; ein zweifaches; ein ärgerliches und ein eben freudiges Ereignis. Freudig nicht zuletzt deshalb, weil man die Arbeit Kriwets überhaupt zu Gesicht bekam; ärgerlich, weil Kriwet durch die vom Verlag gebotene Möglichkeit nicht gezwungen war, eine wirklich den Intentionen seiner Arbeit angemessene Publikationsform für eben diese Arbeit zu finden. Denn was kann schon mit dem Kriwetschen „Rotor" in Form eines normalen Buches erreicht werden, selbst wenn dieses Buch keine numerierten Seiten führt und nur die Hälfte des gelieferten Papiers bedruckt ist. An dem so vorliegenden Werk ist lediglich erfreulich, daß es den normalen Funktionswert eines Buches im Rahmen des gesellschaftlichen Zusammenspiels vom Autoren, von Lektoren, Verlegern, Verlagsangestellten, Druckereien, Buchhändlern, Käufern und Bücherbrettanfertigern erfüllt.

Im weiteren ist erfreulich, daß sich Kriwet mit seinem „Rotor" in der vorliegenden Form sehr weitgehend einem alten Wunschtraum aller Literaten nähert: ein Buch zu schreiben in dem nichts als Worte, Worte, Worteworte stehen; in dem also auch gar nichts steht; das nach einem langen, komplizierten Verfahren leergepumpt worden ist und sich nunmehr auch leer als ein vollwertiges opus erhält. Macht man diesen Vorbehalt auf die vorliegende Form des Werkes nicht, so ist es unmöglich, dem Verdacht zu entgehen, „Rotor" wolle auch nur in ein schon recht ausgeblasenes Horn stoßen, aus dem fistelig und dünn das Gezeter über die Unmöglichkeit von Literatur heute, die Unmöglichkeit des Geschichtenerzählens, über die schier unüberbrückbare Kluft zwischen Erzählzeit und Erlebniszeit, über den relativen Zeitbegriff überhaupt, über das schlechthin Moderne rinnt. Dieser Irrtum wird weitgehend durch das ganz unzulängliche, lange, lange Nachwort zu „Rotor" von Konrad Boehmer hervorgerufen, der sich in einer grotesken Verkehrung Adornoscher Sprachbewegung und unter Prägung [illegible]spaßiger Begriffe wie „das wahrhaft Neue", das innere Eigentum" folgender, unwürdiger Maßen ergeht: „Beim Lesen (von „Rotor") scheinbar Unterscheidbares sind durchaus keine Formteile, sind viel eher an die Peripherie dringende, so ins Bewußtsein sich drängende Essenzen, die, wahrnehmbar geworden, nicht etwa wieder verdeckt werden, um anderen Platz zu machen, sondern in dieser folgenden ihre Identität mit ihnen umfassend bestätigen, sich in ihnen genau wie in sich selber realisieren. Das liquidiert alles dynamisch Gerichtete, das bisher primär abendländisches Denken bestimmte, schaltet aus, was beim Lesen vielleicht als Wiederholung empfunden werden möchte."

Ein solches Nachwort, als Rechtfertigung des Kriwetschen Unternehmens angelegt, erweist ihm keine Ehre, zumal es, voller Widersprüche zu sich selbst, die wenigen auf den Text zeigenden Formulierungen gerade für diesen Text leugnet; so etwa, wenn Boehmer behauptet, Kriwet habe sich mit unglaublicher Akribie bemüht, das Gesamt des Materials nicht der Kontingenz anheimfallen zu lassen, wohingegen es einer der großen Vorzüge der Kriwetschen Arbeit ist, nun einmal wirklich das Total eines vorliegenden Materials dem Kontingenten auszuliefern. Daß sich im Kriwetschen Text gerade die Unbestimmtheit gegen seine Umgebung wendet, ja sie heftig angeht und auflöst, wird von Boehmer ebenfalls in denkwürdigen syntaktischen Kapriolen geleugnet. Statt zu klären und Gedanken zu heben, verklärt und ersäuft Boehmer den Kriwetschen Gedanken. Leider läßt sich dieser nicht im Rahmen einer Rezension darstellen. Nur so viel: wir wissen ja nun schon, daß dasjenige, was den Text ausmacht, sich nicht in Taschen tragen, sich nicht auswendiglernen und rekapitulieren läßt, denn „es gibt für diesen Text kein passives Nachlesen mehr", nichts auf Bejahung oder Verneinung Angelegtes; was zwischen vermeintlichem Anfang und Ende des Buches steht, bezeichnet und vermeint nichts als sich selbst, und wer da heran möchte, muß schon am Text selbst manipulieren etc. pp. Hätte Kriwet seine Arbeit an Häuserwänden simultan aufnehmbar, oder auf Seen und Meeren, oder gegen den bewegten Himmel hin, durch eine Lesemaschine, mittels Feuerwehr oder Militär in den saugenden Gedankenstrom gesetzt, den der Titel fordert, oder hätte er diese Arbeit auch einfach vor allen Augen aussterben lassen, so hätten wir darin einen größeren Dokumentationswert gesehen, als wir ihn jetzt durch beifälliges Gemurmel dem Vorliegenden konstatieren können.

Bazon Brock

Berlins Künstler treffen sich im Kultur-Keller

DAS MASSENGRAB

Sammelstelle für das Menschenmaterial

BERLIN-CHARLOTTBG. SCHILLERSTRASSE 40

Eröffnung am 15. Juli 1961, 20 Uhr

bildende kunst

Der Neapolitaner Guido Biasi in Frankfurt

Wenn Du zu kurzen Ohren sprichst (Novalis)

Der Unterzeichnete hielt eine Eröffnungsrede. **Ort:** Die hochrühmliche Galerie Heinrich von Sydow, Sandgasse.

Zeit: 26. Mai 1961, 20 Uhr 15

Tathandlung: Der Unterzeichnete erklärte sich den schwarzen Gästen, die auf Abstand voneinander nicht bedacht sein könnten, als der Eröffnungsredner. Aber er redete nicht, sondern ging mit seinem rechten Zeigefinger auf das erste der zehn ausgestellten Bilder zu und verwies auf es. Er tat daraufhin das gleiche mit den neun weiteren ausgestellten Bildern. Das Publikum bemerkte es.

Damit war schon alles passiert, freudig, heiter und ohne Krampf, denn man verstand, daß es wenig Sinn habe, über Malerei zu reden, wenn nicht wenigstens 10 000 Bilder auf einmal sich dafür anbieten. Um aber den gesellschaftlichen Rang der Besucher und der gesellschaftlichen Ereignishaftigkeit einer jeden Ausstellungseröffnung zu entsprechen, hielt Unterzeichneter dennoch eine Rede aus dem Stand, da dem Publikum nicht zuzumuten war, etwa aus dem Handstand eine Rede gehalten zu bekommen. Man vernahm die Worte und war zum Teil recht glücklich mit ihnen. Daß die Rede am Ende doch auf Guido Biasi sich wendete, hing wohl mit der zur Zeit in eben jener Galerie stattfindenden Ausstellung von zehn Gemälden und etlichen Zeichnungen Guido Biasis zusammen.

Beredter Gegenstand: Zehn Bilder des neapolitanischen Malers Guido Biasi, die die Galerie Heinrich von Sydow in der Sandgasse zeigt. Durch Vermittlung des Schweizerischen Allroundgenies Carl Laszlo, des Weltkommissionärs Biasis. Nach den vorangegangenen Ausstellungen in Paris, Mailand, Kopenhagen, San Remo, Rio de Janeiro, Hamburg und London waren die Preise für die Frankfurter Ausstellung schnell auf 800 bis 6000 DM gestiegen, damit die Bilder endlich auch verkaufbar wurden. Sie wurden. Obwohl Biasi sagt „ich werde niemals vom Süden befreit, niemals tauglich." Doch weiß er zugleich auch, daß Malen nichts ist, als abzuwarten unter der Bedingung, daß man über das von Delacroix geforderte Herz aus Stahl verfügt, ohne welches kein Bild seiner Vollendung durch den Maler trauen darf. Ängstlich ist Biasi bemüht, nicht zu früh hinter sich zu blicken und damit die Gebärde der Sehnsucht und des Wachstums zu verlieren, die das Thema seiner Bilder sind. Gebunden an dieses Thema entstanden sowohl er, als auch seine Bilder: das Gelbe im Ei, das Innere im Äußeren, das Lachen im Hals, der Griffel in der Faust, die Gesichter in den Medaillons, die Nacht in den Hosentaschen und das Licht in den Kiepen; kurz der Foetus im Leib, die Zukunft in der fremden Vergangenheit. Das sieht natürlich, mit frommen Augen gesehen, nicht gerade schön aus, ist aber unablehnbar wie Krankheit, Pest und die Autounfälle. Niemals wird ihm dabei die Form poetisch, denn dann würde sie ihre Wahrheit verlieren und den Tod der Konvention sterben wie die Surrealisten. Trotzdem ist Biasi ein guter Lehnsherr unserer Großen und traut jener ewigen Ruh nicht, die vor uns liegt, sondern der, die uns voranging, in der alle unentfaltete Kraft und die Möglichkeit zum ganz Anderen noch stecken. Er bezeichnet das Vorgeburtliche, noch in sich Eingeschlossene; ja man könnte meinen, er wolle die Dinge sogar daran hindern, zu erscheinen und damit sich ihrer Bedeutung zu entkleiden. Vielleicht will er dem Anfang wehren, um sich nicht der Problematik des vollen Namens über der leeren Welt opfern zu müssen. So wollen wir an die moralischen Qualitäten der Handlung denken, obwohl auch große Maler innerhalb ihrer Bilder schwach werden können und von sprödestem Ton. Den überschwenglichen anderen Ton vermittelt uns Biasi in dem Gefühl, in die Sonne des Südens zu beißen, soviel Licht steckt er ins Dunkle. Blaß sind ihm unsere Grellheiten und schmutzig unser Glanz, der magisch sein will, wohingegen Biasi den sachlichen Dienst am Unerkennbaren über alles stellt. Ihm ist es kein Elend, daß man leben muß, um zu leben.

Der Maler. Er ist jung und mittel alt. Er schläft und hat es auch an sich, wach zu sein. Er ist zumeist bekleidet und zieht sich dann auch wieder aus. Bald will er, bald will er nicht und ißt, wenn er nichts gegessen hat. Er lebt im Süden oder im Norden oder in Paris, wenn er nicht gerade in der Schweiz sich aufhält. Er ist ein Freund der vielen und haßt leidenschaftlich. Er pflegt zu malen.

B. B.

GALERIE F. A. C. PRESTEL

Peter Voigtlaender-Tetzner

Frankfurt am Main

Bockenheimer Landstr. 17

FRANZ MON

Texte in den Zwischenräumen

Franz Mon lebt in Frankfurt, schreibt Lyrik, Prosa, Drama, Essay. Veröffentlichungen: „artikulationen" (bei Neske, Pfullingen), Herausgeber von „movens" (bei Limes, Wiesbaden), Teilnahme am Lyrik-Symposium, Akzente 1/61. Die „Plakattexte" sind bisher unveröffentlicht.

Je weiter wir in dieses Jahrhundert geraten, desto selbstverständlicher gewöhnen wir uns an die eigentümliche Weise, unsere Gegenstände auf ein ihnen fremdes Bezugsfeld hin zu durchdringen: Wir betrachten sie und erkennen an oder in ihnen Bezüge, Ordnungen, Verläufe, die mit ihnen, unseren eingewohnten Begriffen nach, kaum etwas zu tun haben. Wir sehen sie, als sähen wir nicht nur sie. In dieser Auffassungsweise wirken die verschiedensten Verhaltensnötigungen nach, die uns die zitternd-irrsinnige Geschichte unseres Daseins in diesem Jahrhundert übergezogen hat. Keiner von uns ist um Beispiele verlegen. Das Einnoch soviel (zuviel), was sich nicht gezeigt hat. Wir sind unbelehrbar neugierig darauf. Wir verstehen unter Kunst die verschiedenen Methoden, das, was es noch nicht gibt, sich zeigen zu lassen. Wenn vorhin die Beschreibung als eine davon empfohlen wurde, dann nicht die, die nur beschreibt, was es schon gibt: das kenne ich vermutlich schon, und wenn nicht ich, dann mein Nachbar oder ein Satz in der Zeitung meines Nachbarn, den ich kennen könnte und nur aus Umständen oder Zufällen (noch) nicht kenne, obwohl es doch da ist; nein, wennschon, dann Feststellung von dem, was es noch nicht gibt: das es gibt, in-

Ausschnitt aus einem gequetschten Plakat. Die Falten verbinden sich mit den deformierten Lettern zu einem neuen Gefüge. Das Papier spielt mit.

deutige ist wie der Witz, dessen Pointe noch nicht bemerkt ist. Manche Witze übrigens, die wir kennenlernen, schlitzen ihre Eindeutigkeit soweit auf, daß von ihrem Lachen eigentlich nur das Vibrieren noch übrig bleibt. Doch nicht davon soll die Rede sein.

Das Uneindeutige ist das Konkrete. Was identifiziert ist, ist auch bereits verschwunden. Die Beschreibung von Oberfläche mit Wörtern, die sich ihrer gar nicht erinnern, ist eine Methode, sie nicht zu verscheuchen. Doch wer macht das schon. Noch zuverlässiger ist die Methode, es gar nicht auf die Oberfläche abzusehen, – nicht einmal in Gedanken und Heimlichkeit (: sie merkte es doch), sondern sie kommen zu lassen, ohne hinzusehen, ohne hinzudenken, indem man nur die Wörter (oder ihnen Äquivalentes) kommen läßt. Das Konkrete ist das, an das nicht gedacht wird.

Gedacht wird an das, was es nicht ist. Daran zu denken, ist auch um des Konkreten willen unentbehrlich. Denn daran setzt es sich an, siebt es und bricht es sich; es sind die Fragen, an denen es sich krümmt, die Pläne seiner Zusammenrottungen. Sie haben wir leicht zur Hand, sie lassen sich ohne ausgiebige Mühe erfassen. An ihnen zeigt sich, was es alles gibt. Manches zeigt sich dabei auch, was es gar nicht geben kann. Immerhin, es zeigt sich. Eine Menge hat sich schon gezeigt.

Doch davon soll nicht die Rede sein. Es gibt dem es festgestellt wird. Man entdeckt dabei die infinitesimale Beschaffenheit dieser Gegenstände, mit der sie unaufhörlich jede Art von eingerichteter Sprache desavouieren. Indem sie sich nur an den Sprachmedien zeigen, saugen sie diese in ihr Nochnichtgegebensein hinaus, ironisieren, was hervortritt, durch das Wissen, daß es überhaupt erst hervortritt und genau so gut nicht hervorgetreten sein könnte, und jagen die Sprache in den Abgrund der winzigsten Artikulationen.

Mag man behaupten, es sei müßige Akrobatik. Weder müßig noch Akrobatik weisen in diesem Jahrhundert der schauerlichsten Industrien eine verächtliche Alternative nach, das Nutzloseste könnte [illegible]r von höchster Nützlichkeit sein. Das eben noch stumpf Lesbare zittert in der Erwartung des Textes, der nicht vorgesehen war. Das Plakat ist plötzlich etwas Zerreißbares, es widersteht meinen Händen und singt plötzlich. Es antwortet auf Fragen, die ihm noch nie gestellt worden sind. Die Zeitung: Dünntrockenes [illegible]feinen schwarzen Sprenkelungen, die ich kenne; sie öffnen sich vor der Schere, und ich erkenne sie dabei wieder, aber was ich jetzt lese, kannte ich eigentlich noch nicht, es kommt nur entlang diesem Schnitt vor. Ziffernfolgen stellen sich ein, die ich nicht mehr aussprechen, doch immer noch oder gar jetzt überhaupt erst lesen kann.

Daran unterscheiden wir uns: wer darauf besteht, auch „dies da" zu erfahren und nicht Ruhe gibt, bis es tatsächlich hervortritt, und wer „sonst was" vermittelt haben möchte. „Sonst was" beansprucht mich dauernd; „dies da" gibt es fast nicht, oder besser: ich bin nicht bei ihm, weil ich mich von dem ihm aufsitzenden „sonst was" weglocken und abführen lasse. In allem, was mir begegnet, sind beide Momente da, am wirksamsten das „sonst was" in den zu verweisenden Zeichen verkürzten Bildern und besonders den Schriftzeichen. Sie leisten ihre Sache am besten, wenn ihr „dies da" völlig verschwunden ist vor dem „sonst was", auf das abgezielt ist. Ein Buchstabe hat nichts mehr mit einem Bild zu tun. Niemand sieht mehr, daß „W" einmal „Wasser" bedeutete. Wozu auch. Alles kann jetzt kommen, nicht nur das Angedeutete; auch das, für das sich gar kein Bildzeichen einrichten ließe, wird erreichbar.

In dem Augenblick, da Schrift sich vom Bild absetzt und einer ins Begriffliche unabsehbar vordringenden Sprache verfügbar wird, gibt sie ihre elementare Sprachqualität auf. Ihre gestischen Bild-Zeichencharaktere fixieren sich an bestimmte Silben, schließlich an bestimmte Laute und büßen ihre Spontaneität ein. Schrift ist nunmehr bloßes Vehikel der Sprache, allerdings unersetzliches Vehikel für die aufschichtende geschichtliche Arbeit in der Sprache. Ihre Zeichen verändern sich nur noch äußerlich, auf ihrer eigenen Ebene geschieht nichts mehr.

Integration eines zerriss[illegible]en Plakates. Erst jetzt wird es erträglich. Die Letternelemente suchen und erkennen sich, sie bringen ihre Erinnerungen mit, obwohl die alte Mitteilung völlig ausgeschieden ist. Ihr ist damit übrigens nichts weiter geschehen, als was sie sowieso zu erwarten hatte. Die Rißlinien sind wesentlich an der Ordnung beteiligt.

Es ist nun ein Maß der Bewußtseinsanreicherung denkbar, bei dem das objektive Ausmaß der Inhalte und ihre Differenzierung die Fassungskraft des einzelnen überschreitet und angesichts der universalen Verfügbarkeit und Gegenwärtigkeit der Inhalte sich das Verlangen nach ihren „Zwischenräumen" meldet. Da diese sich nicht abermals als bestimmte Inhalte zeigen können, muß ich mich an den Prozeß halten, der sie mir zugeführt hat und in seine Ordnung eindringen. Die Hinsicht, in der ich Sprache und Schrift verwendet habe, wird gewendet. Die Sprache verschwindet unter der Schrift. Die Schriftzeichen bleiben einen Augenblick wie petrifizierte Gerüste, doch nur solange sie nicht beansprucht werden. Das „W" wird nie wieder „Wasser", aber es ist auch plötzlich nicht mehr das eindeutig handhabbare „W" mit seiner festen Stellung im Lautsystem. Je nach dem, was ihm auf dem Weg zu einer neuen Textur, nämlich der „Zwischenräume", zustößt, flimmert es in einer Bedeutsamkeit, die durch nichts anderes als es selbst an der gegenwärtigen Stelle wiederzugeben ist: es ist jetzt Zeichen und Mitteilung zugleich.

In der Neugier auf die „Zwischenräume" sind bei den Texten, die den hier abgebildeten zum Material gedient haben, die geläufigen Bedeutungen und die eingefleischte Syntax aufgebröselt: eine Neugier, die aufs Ganze geht, nicht nur auf die Fragmentierung der Lettern und ihre Neugruppierung entlang einer Schnittlinie, auch auf das Verhalten des Papieres, das Hervortreten etwa der Papierfasern in und zwischen den angerissenen Buchstaben, das Entblößen der bedeckten Fläche. Ist die Vereinbarung, Schrift sofort in Lautung und diese in Bedeutung verschwinden zu lassen, erst einmal außer Kurs gesetzt, gerät alles in den Sog der sich neubildenden Gefüge: eine Falte oder ein Riß gewinnt plötzlich in der Verquickung mit fragmentierten Lettern den Wert einer Interpunktion, Schnittlinien verbinden einander bisher fremde Zeichen zu Zentauren, sie üben wie der Raum und die Zwischenräume selbst syntaktische Funktionen aus.

Das Medium ist hier ausschließlich optisch, diese Sprache gilt nur dem Auge, wenngleich sie die Lautsprache und ihre ausgiebige Verwendung voraussetzt. Alle Signale bleiben gegenwärtig, das lesend wiedererkennende Erinnern springt auf ihrer Fläche. Ihre Simultaneität ist nicht nur das Beieinander des Gleichzeitigen, es sammelt sich vielmehr der ganze, an vielen Stellen schon gelesene Text in seinem Bild an. Im Lesen vermehrt sich unablässig der gegenwärtige Text durch den bereits gelesenen.

BAZON BROCK

Das bruchlose Vorwärtstreiben

Die Schlußkategorie jeglicher Spekulation des Menschen ist die Totalität und besagt, Wahrheit außerhalb des Ganzen gibt es nicht. Dennoch ist das Ganze das Unwahre zufolge der Struktur unseres Bewußtseins, andernfalls hätten wir von der Wahrheit keinen Begriff. Und wir würden niemals vor die Wirklichkeit unserer eigenen Handlung gelangen. Die Wahrheit ist eben eine ungeheuer schmutzige Menschenfalle.

Das Ganze und die Teile; zumal Poesie ist nur möglich, wenn jeder einzelne Teil größer als das Ganze ist, wenn auch gerade darin Poesie die kleinste Äußerung genannt werden kann. Das Zucken des Muskels, der Tippfehler, die pointierte Unerheblichkeit, das sind die Freuden des heutigen Menschen, das Metaphorische ist allein die Schrift, sie allein erfüllt auch die Forderung nach der Sinnfälligkeit, nach dem Hervortreten der Konstituentien an die Oberfläche.

Die Vermeidung des Menschen aber ist dem Dichter verboten, selbst wenn man den Menschen für ein Unternehmen erklärt, das die Selbstkosten nicht deckt. Wenn er Mörder aus eigener Hand und Narr auf eigene Faust ist und sein Hunger so groß, daß er sich von der Kunst fressen läßt, bleibt es ein Elend, daß man leben muß, um zu leben, und Leben ist nicht vom Leben schieden.

Doch darf man den Menschen nicht als bekannt voraussetzen; wie es Politiker und Philosophen tun. Sie bitten den Geist auf Knien um Substantialität – das ist die weltgeschichtliche Katastrophe von immer Neuem, in der das Falsche nicht mehr zum Wahren gehören soll, in der man liebt, um besser töten zu können, in der man tötet, aber doch möchte, daß der Getötete wieder auflebt. So arbeiten Diktatoren. Der perfekteste und durchtriebenste Sadismus, der da zustimmt und behauptet, der Geist der Dichtung sei unsterblich. Ein seniler Dadaist läßt am Grabe des Herrn Kaschpar den Wiederauferstandenen seine eigene Grabrede reden. Arp in Deutschland. Solche sind bemüht, die Religion und die Dichtung durch Wunder bestätigt zu sehen; was meint, die Religion bloß positiv zu machen und die Dichtung zu verwerfen. Die Kunst also auf gleiche Weise zu gebrauchen, wie die Tibetaner ihre Vögel als Särge gebrauchen; sie zerstückeln Leichen und überlassen sie den Geiern, damit sie die Toten schneller in den Himmel bringen. Positivität meint ja gerade den Wunsch haben, schon hier auf Erden ins Paradies zu gelangen. Aber die Objektivität ist das harte Schicksal des Menschen, aus dem er sich nicht einfach hinausschwindeln darf. Mit der Schuld wird man nicht dadurch fertig, daß man büßt, sondern dadurch, daß man immer neue auf sich lädt. Denn die Kategorie der Posivität ist durchgängig. Ihre unmittelbare Aufhebung wird in der Kunst Kitsch genannt. Läßt man sich auf die Unmittelbarkeit ein und damit auf die endgültigen Formen der Welt, so wird man bald spüren, wie diese endgültigen Formen nach Art von Hörnern auf unseren Köpfen lasten. Nach menschlichem Ermessen ist ein Widerstand gegen jene Abart von Dichtung, in der ein Geistiges an ein Objektives gebunden werden soll, schon ohne Folgen. Die Aufforderung: Sand nicht Öl im Getriebe der Welt zu sein, ist reinster Ausdruck jener Vollkommenheit.

Wir haben uns hingegen darüber klar zu sein, daß wir in die mahlenden Zahnräder hineinheiraten müssen. Das bloße Durchschauen der Abstraktion, zu wissen, wielange wir daran gelitten haben, macht gegen diese Vorstellung nicht immun; abstrakt wäre es, von jemand, der ohne Wasser ist, darauf zu schließen, daß er sich in einer Wüste befinden muß, dabei ist es weiß Gott eindeutig genug, daß man mit Vorliebe auf dem Meere verdurstet. Wer das nicht merkt, redet folgerichtig heute als Pazifist für die Generale. Heute – das ist immer dann, wenn das Böse in dieser Welt scheinbar ausbleibt, weil sich niemand damit identifizieren will. Wir wollen deshalb einen Teufel vom Dienst stellen und das Geschäft der Selbstbornierung treiben. Schockieren ließe sich bestenfalls ein Kardinalskollegium mit der insistierenden Behauptung, man glaube an die leibhaftige Auferstehung. In Wahrheit sollte uns die Kunst jene gute Subjektivität werden, das heißt, Furcht vor der als erhaben vorgestellten Welt; und Furcht vor der Liebe, denn schon immer hat die Liebe – und mit ihr die Sorge – die Welt als Objekt konstituiert. Das heißt den Sündenfall begehen. Das Objektive als die Perversion der Liebe ist der Stoff nur vom Stoff und der Mensch nur vom Menschen umgeben. Und sie sollte sein, Mannigfaltiges als das Mannigfaltige zu belassen, selbst nach einem siebzig Jahre langen Leben. Diese Aufgabe hat sich die Dichtung zuzutrauen. Selbst der sicherste Poet kann dem offenbaren Wahnsinn der Dichtung nicht einfach die Gebärde des Mutes verbinden, die Wahrheit überall unbekümmert aufzusammeln, sollte es möglich sein. Das nämlich hieße, sich dort zu verlieren, wo wir doch eigentlich gar nichts zu finden hoffen können. Sagt die Dichtung: Brot vom Himmel, so ist das ein ungeheuerlich harter Ausdruck, der dadurch nicht weicher wird, daß man ihn zum Bilde erklärt. Die Hoffnung auf eine bessere Welt stellt nur eine Art von Geiz dar, im Lebensraum verharrend. Freilich der Geiz auf die Dinge erzeugt jene Zärtlichkeit, mit der die schlechten Dichter ihren Gegenstand zu sich hinaufholen, um ihn als Statue wieder abzusetzen in den hängenden Gärten, damit er den neuen, der Kunst durch die natürliche Faszination gewonnenen Herren zum Überleben verhelfe. Diese Statuen gilt es zu zerschlagen und die Axt an die Wurzel der Faszination zu legen. Denn das Standbild ist untersprachlich. In den Händen seines Besitzers erstarrt die Schönheit selbst – zeigt sie sich einmal – zum bloßen werttreibenden Kunstwerk, dessen reinster Ausdruck das Geld, das ja, da es nicht stinkt, auch nicht schön zu sein braucht. Um in der Kunst die gleichen Machtformen zu entwickeln, wie sie der Wirtschaft und Politik vorgegeben werden, bedürfte es anderer Anstrengungen als die von gefährlichen Dilettanten; als welche normalerweise Künstler in Erscheinung zu treten pflegen. Doch auch jede noch so sublime Form einer funktionalen Kunsttheorie, die ihrem Objekt dennoch seine sich ständig verschiebenden Stellenwerte in der Gesellschaft zuweist, ist nur Form des Herrschaftswissens, des Rituals der Literatur, wenn sie sich allein aus der Gebärde des Protestes rechtfertigen will. Sehen und Leiden aber verändern nicht die Welt, sondern den Leidenden.

Die Wahrheit läßt sich weder aus der Luft grei-

(Weiterlesen auf Seite 14)

Céline oder das negative Prinzip der Wahrheit

das literarische porträt

5

HERMANN PIWITT

„Gott hat ihn auf die Welt gesetzt, damit er krakeelt."
Bernanos über Céline, der am 2. 7. 1961 starb

1

Der bürgerlich-freiheitlichen Literaturkritik – und ihrem hektischen linken Flügel nicht zuletzt –, die sich soviel darauf zugute hält, daß sie – im Gegensatz zur faschistischen und kommunistischen – nicht an der politischen Gesinnung, der Weltanschauung eines Dichters, sondern am Werk die Qualität mißt, ist es bisher immer wieder gelungen, große Schriftsteller unter dem Deckmantel der Objektivität ihrer Gesinnung wegen zu diffamieren, ihre Leistung zu schmälern, ihre Existenz totzuschweigen. Die Crux der freiheitlichen Demokratie, weswegen sie sich immer wieder gegenüber konsequent bösartigen Systemen ins Unrecht setzt, ihre Heuchelei nämlich, steckt auch im geistigen Raum ihrer Dichtungsbetrachtung. Die heuchlerische Attitude des „Ja, aber . . .", die

die Notwendigkeit einer werkimmanenten Wertung in abstracto bejaht, um dann nachzuklappen, daß man doch auch „den Menschen nicht vergessen dürfe, der dahinter steht", wird nicht nur abwertend gebraucht; Opfer des pejorativen Gebrauchs jener Wendung allerdings sind Dichter geworden, denen schließlich allein der Ruhm bleiben wird, in die Schar der Nobelpreisträger „wegen menschlicher Unreife" nicht aufgenommen worden zu sein, Pound, Brecht, Louis Ferdinand Céline.

Nun, das Leben Louis Ferdinand Célines, des abtrünnigen Kommunisten, Antisemiten, Vichy-Kollaborateurs und auteur maudit, ist wahrhaftig nicht vorbildlich gewesen. Es leuchtet selbst den Tolerantesten nicht immer ein, wieso der leidenschaftliche Anwalt der Armen – gibt es ein barmherzigeres Buch als die zynische, grausame obszöne „Reise ans Ende der Nacht"? –, der Armenarzt, der nie Honorare nahm, sich weltanschaulich, politisch wieder und wieder so ins Unrecht setzen konnte. Ist es ein Nietzschescher Hang zum Extrem, zur Vernichtung aller halben Lösungen, was ihn die Bestie dem Heuchler, den Kommunismus der exklusiven Ausbeutermoral der Demokratien, den Faschismus der hektischen und strategisch sinnlosen Résistance mit ihrem kultiviertem Linksdrall vorziehen ließ? Oder stand der leidenschaftliche Wunsch dahinter, wie die Armen aller Welt immer wieder „der Dumme zu sein"? Céline gibt eine Antwort, die sein Handeln in diesem letzteren Sinn erklären könnte: „Die Not der Welt ist riesengroß, sie wischt den Schmutz der Welt mit deinem Gesicht wie mit einem Lappen auf und dabei bleibt immer etwas zurück." Wie also, wenn die Gerechten, die ihn menschlich und politisch verurteilten, und die wohlwollenden unter ihnen, die „besseren Leute" mit dem exklusiven Humanitätsbegriff, die ihm wie es so schön heißt, die „letzte menschliche Vollendung" absprechen, – wie also, wenn sie nur deswegen Gerechte blieben, weil sie sich angesichts jenes „Schmutzes der Welt" hübsch schadlos hielten? – Lassen wir das. Der Begriff der „letzten menschlichen Vollendung" schrumpft zu einer heuchlerischen Größe zusammen angesichts eines Werkes, das wie „D'un Chauteau l'autre", Célines come-back, persönlichste Biographie privateste Ansichten und Erfahrungen mit einer Sprachsinnlichkeit ohnegleichen zu Visionen auftürmt, zur Vision vom Untergang einer Welt in den letzten Kriegsmonaten, wie sie mächtiger, infernalischer das Mittelalter nicht fürs Jenseits hätte ausdenken können.

Denn „D'un Chateau l'autre", worin Céline das Ende der Petain-Regierung in Sigmaringen, die Jahre seiner Festungshaft in Dänemark, schließlich seine Rückkehr nach Frankreich, dessen Patrioten ihn noch immer hassen, schildert, ist ein Roman, oder zumindestens – die Sichtung der Stilisationsprinzipien beweist das – ein außerordentliches Kunstgebilde, das, trotz seiner zeitgeschichtlichen Abkunft, aus dem eigenen autonomen Weltzusammenhang heraus beurteilt zu werden heischt, nicht aber mit Seitenblicken auf die private Biographie Célines. Sie, die Seitenblicke, wird man den Schnüfflern, den Geschmäcklern, den politisch Engagierten überlassen müssen, denen sich das Werk in seiner dichterischen Spannweite ohnehin entzieht.

2

„Offengestanden, hier, unter uns – ich ende noch schlimmer, als ich angefangen habe . . . Oh ich habe nicht sehr gut angefangen . . . Ich bin, ich wiederhole es, in Courbevoi (Seine) geboren . . . ich wiederhole es zum tausendsten Mal . . . nach mancherlei Hin und Her ende ich wirklich schlimm . . ." So beginnt „Von einem Schloß zum anderen" (Rowohlt). Der stoßende Bekenntniston legt die erzählerische Mittellage, den Tonfall des Romans fest. Aus dem Zentrum seiner Ichgewißheit ortet der Erzähler seine Lage und zieht zunächst die nächsten Lebensumstände – sie sind beengt und vergraulen ihm, dem Arzt, die letzten Patienten –, dann alles, was an Erlebtem und Gedachtem die drei Zeitdimensionen erfüllt, in den Sog fiebernden Geredes hinein. Erinnerungsmomente blitzen auf: „Man hat mir am Montmartre alles gestohlen . . . Leute, rachsüchtige Befreier sind bei mir eingebrochen und haben alles zum Flohmarkt gebracht, alles verscheuert!" – Dänemark kommt ihm in den Sinn, das Gefängnis, der „Artikel 75 am Arsch", der die Todesstrafe wegen Hochverrats bedeutete. Haarsträubende Verallgemeinerungen, Wutausbrüche gegen Lebende und Tote, Verleger, Schriftsteller, Politiker fallen dazwischen, („Mischling von Mauriac und Sackbiene!") und er wünscht ihnen Charon an den Hals / den Totenfährmann: „Soll ihnen doch ein Äderchen platzen! das ist noch 'ne Hoffnung . . . / sie alle bei Charon wiederzufinden, alle! / Und Charon haut ihnen die Schnauze ein! und wie!" Wieder tritt die Gegenwart ohne Übergang ins Mittel: „oh, ich finde mich schon damit ab, ein Tintenkuli zu sein, den man nicht mehr liest . . . / aber die Futterage? / das Gas, das Elektrisch, die Kohlen und die Karotten?" / „Da kommt mir ein Einfall, eine Idee . . .! wenn sie mir den Nobelpreis gäben? das würde mir ganz hübsch helfen, für das Gas, die Steuern, die Karotten!" Aber „die Strichjungen da oben" wollen ihn ihm nicht geben! „ihr König auch nicht!" und so leistet sich denn Céline auch diesen genialen Zynismus: Hunger und Geldmangel als Gründe seiner Dichtung zu nennen.

Das Bewußtsein schweift in Kreisbewegungen durch die Zeitdimensionen, und während es sich dabei immer tiefer in die zentralen Erlebniskomplexe einschraubt, bricht es sich, – wie eine Grammophonnadel fortwährend den gleichen Kratzer markiert – fortwährend an den gleichen Erlebnisbrocken, Formeln, die das ganze Buch durchziehen. Scheinbar zufällige Wiederholungen, – wir nannten die auffallendsten bereits: der Artikel 75, Charon, der Totenfährmann, der geplünderte Besitz, die gegenwärtige Notlage –, werden unmerklich zu Leitmotiven umfunktionalisiert, die das Rückgrat des unablässig abrollenden Textes richten. Später sind es die Krätze, die unter den Flüchtlingen in Sigmaringen ausbricht, die Angst vor Spitzeln, die über die Stadt wegziehenden feindlichen Bomberpulks: Orientierungspunkte, worin sich der dichterische Impuls immer wieder fängt und neu auflädt.

Ein zweites Ordnungsprinzip geht aus von der faszinierenden Erzählhaltung Célines, sie ist die einfachste und zugleich raffinierteste. Sicherten die Leitmotive den geistigen Zusammenhalt des Werkes, so leistet der Erzählereingriff die Ordnung der Fakten in der Zeit: Der Erzähler, obschon niemand anders als Céline, doch bereits Abstraktion, Erfindung des Autors, die in der dichterischen Fiktion, die sie schafft, mit drinsteht, berichtet einem gedachten Gegenüber. Er unterbricht sich, kommentiert: „Da kommt mir ein Einfall, eine Idee! . . . " Dann wieder treibt er sich selbst zum Schreiben an: „He! Holla! Mein Kindchen! Mein Pferd geht durch, wohin werde ich Sie noch reiten, ich schweife ab . . ." Oder er läßt das Publikum unvermittelt in seine eigene Rede fallen: „Selbstmord? Ihr Selbstmord? so'n Bart! Hängen Sie sich doch auf! Quasseln Sie nicht mehr . . . Hampelmann!" Funktionieren und Fallieren seiner Erzählarbeit, die äußeren Bedingungen, dringen in den Text mit ein: „Ich erzähl Ihnen das alles kunterbunt . . . je nach den Erschütterungen, Rucken der Bettstelle . . ." Dabei ist jede altertümliche Koketterie mit dem Geschäft des Erzählens selbst vermieden, der Bekenntniston erlaubt sie nicht; wenn Céline die Schauplätze wechselt, schreibt er einfach: „Nun aber noch 'ne andere Sache! . . ." „Praktisch, kurzangebunden einfach", nennt Céline selbst diesen Stil, es ist der Stil eines Berserkers. Das zeigt sich vollends erst im sprachlichen Ausdruck. Man wird in Frankreich womöglich auf Rabelais zurückgehen müssen, um auf ein Buch von derartiger Sinnenfülle, Vitalität und Ausdruckskraft zu stoßen wie „D'un Chateau l'autre". Es ist geradezu lachhaft großartig, wie der Autor dabei die gehaltliche Dimension, die andern zum eigentlichen Anlaß des Schreibens wird, ohne weltanschauliche Verengung miterledigt. Woran glaubt Céline, könnte man die Gretchenfrage stellen. „Ich versichere Ihnen, diese Welt ist nichts als eine Rieseneinrichtung, um auf alle Welt zu scheißen", wird er zur Antwort geben. Aber solch ein Nihilismus hat nichts mehr zu tun mit jener erklügelten Weltanschauung, die in der Misere imperialistischer Kriege und mißglückter gesellschaftlicher Revolutionen, im Bankrott des Christentums ein unveränderliches Existenzgeschick statt einer gesellschaftlich vermeidbaren Erscheinung sehen will, es spricht vielmehr die Meinung des „Kleinen Mannes" daraus, der getretenen menschlichen Kreatur, die in jedem Falle „der Dumme bleibt", Opfer aller durch große Worte und Ziele geheiligten Untaten. Seine Sprache redet Céline, und hier, in der Sprache des „kleinen Mannes", den er gleichwohl nicht liebt, den er in seiner ganzen Jämmerlichkeit auch schildert, beginnt bereits sein spezifischer Humanismus. Céline hatte bereits in der „Reise ans Ende der Nacht" (Rowohlt) auf den unterirdischen schöpferischen Strom der französischen Volkssprache, des Argot zurückgegriffen. In den Sprachgewittern des „Schloß" bricht das Argot kompakt, klotzig, gewalttätig über den Leser herein: Es gibt kaum Kraftausdrücke, Idiotien, Banalitäten, haarsträubende Frechheiten, Beleidigungen gegen Lebende und Tote, die sich Céline nicht leistet und die nicht trotzdem organisch im Gesamtkunstwerk des Romans aufgingen. „. . . nicht nur ihr Wohngemach, dies Flittchen selbst, mein lieber Mann! 'ne Flabbe hatte sie! . . . / als wär's die ganze Place Blanche und die schlimmsten Schnepfen des Bois de Boulogne zusammen." Harmlos noch ist diese Charakteristik einer deutschen Gastwirtin, der geilen Frau Saft. Uns Deutschen erschließt die Übersetzung von Werner Bökenkamp fast unbekannte Dimensionen unserer Sprache.

Noch zwei Stilmittel Célines fallen ins Auge; die Tendenz, die gleichwohl konkret erfahrene Wirklichkeit zu übertreiben, zu Schreckbildern aufzutürmen, sowie die Vernichtung des Niedrigen, Gemeinen durch Erhöhung und Belobigung andererseits. Céline, der aus der sinnlichen Anschauung heraus schreibt wie kein anderer, der rücksichtslos nur aufzeichnet, und beim Namen nennt, was er selbst erlebt hat, treibt das Erlebnis der letzten Kriegsmonate auf zu jenem infernalischen Schauspiel, das es eigentlich war. Ohne Durchgang durch Parabel oder Allegorie wird alles sinnliche Material in ein dichteres Medium – nennen wir es ruhig: Mythus – hinübergeleitet: Der Kampf von Diarrhöe gepeinigter Flüchtlinge um eine Latrine weitet sich zum Höllenspektakel, die Überfahrt nach Afrika, die Bardamu in der „Reise . . .", eingekeilt zwischen von Schnaps, Geilheit und Patriotismus aufgestachelten Passagieren, durchsteht, hatte bereits eingelöst, was Sartre erst sehr viel später und auf Krücken der Parabel ausformulierte: Die Hölle, das sind die andern.

Was schließlich das Stilmittel der Travestie anbetrifft, so war die demonstrative Erhöhung und Belobigung des Gemeinen in kritischer Absicht ähnlich dunklen Jahrhunderten wie etwa dem ausgehenden Mittelalter bis hinein ins Barock – man denke an das „Lob des Grobianismus!" – wesentlich geläufiger, als sie uns, besonders durch Brecht inzwischen wieder geworden ist. Die Literaturgeschichte bestätigt die Tatsache, das in Zeiten, wo das Laster zur Gepflogenheit wird, der Verlust jeglicher moralischer Maßstäbe innerhalb der Gesellschaft dem Dichter den geraden Weg der Kritik, den der unumwundenen Aufforderung zum Guten, versperrt. Ja ins Unrecht – von der Lächerlichkeit ganz zu schweigen – setzt sich sogar der Schriftsteller, der ihn trotzdem begeht, denn er vermag gegenüber seinen nur noch theoretisch bestehenden Moralvorstellungen die wirklichen, immer noch vorhandenen sinnlichen Gegebenheiten der Welt nicht mehr gelten zu lassen. Allein der umgekehrte Weg der Kritik, die demonstrative Erhöhung und Belobigung des Gemeinen rettet ihm die Welt in ihrer sinnlichen Ausprägung und vermag gleichzeitig im moralisch desorientierten Leser das Gefühl zu wecken, daß die Welt, so wie sie ist, verkehrt ist, daß zumindestens etwas an ihr nicht stimmen könne. „Am hemmungslosesten begeistern sich die für die Poesie des Heldentums, die nicht in den Krieg müssen und am allermeisten die, die gerade durch den Krieg ungeheure Reichtümer erwerben. So gehört es sich auch." Das Beispiel mag genügen.

3

Die Stilisationsprinzipien, die „D'un Chateau l'autre" zu dem mächtigen dichterischen Gebilde machen, das es ist, die Leitmotivik, die lapidare Erzählhaltung, der Stil des Geredes, die Ausdruckswelt des Argot die Übertreibung und die Plausibilität des Negativen, sind Stilisationsprinzipien des Romans, nicht der Biographie. Mit ihnen schießt alles biographisch-empirisch fremdbezogene Material zum autonomen Kunstgebilde des Romans zusammen, dem auch der Erzähler als Erfindung mit eingeordnet ist. Der Privatmann Céline, obwohl er nur seine eigene Erfahrung gelten läßt, geht auf in der Figur des „namenlosen Kleinen Mannes", in dessen leidenschaftlichem grausam enthüllenden Auge sich der Untergang einer Welt spiegelt. Céline verteilt Haß und Liebe blind, es schert ihn nicht, wenn er sich in seinen Urteilen widerspricht, ja er versetzt sich bewußt in die schreckliche Ungewißheit eben des „Kleinen Mannes", der nicht mehr zu unterscheiden weiß, worüber man ihn von offizieller Seite zuerst belügt und der ratlos schließlich eher geneigt ist, zu glauben, sagen wir, daß die Amerikaner das Heidelberger Schloß zerstört haben, als daß sie in Kuba die Freiheit wiedergewinnen wollten. Céline, der Judenfresser, zeichnet in dem jüdischen Ministerpräsidenten Laval das vielleicht gütigste Menschenbild des Buches, „Böches dagegen, die er sich kaum anders als heimtückisch, mit Peitsche und Reitstiefeln, vorstellen kann, sind in seinen, des Deutschenfreundes Augen, die Deutschen. „Franziskus" allerdings betitelt er abfällig auch die eigenen Landsleute. Eindeutig allein ist er in seinem Haß gegen die Résistance, die – für ihn ein Haufen von Salonkommunisten, Aufspielern und Gelegenheitspatrioten –, in ihm, dem „großen Verscheurer des Vaterlands! . . . / der ganzen Maginotlinie! der Unterhosen der Truppe und der Kacke! . . . und der Generale dazu!", ihr Opfer haben wollte.

Es ist ein barbarisches Geschrei, das die getretene menschliche Kreatur in „Von einem Schloß zum andern" anstimmt, aber es wird darin eine Menschlichkeit frei, die unseren überkommenen, im Grunde bereits menschenfeindlichen abendländischen Humanitätsbegriff hinwegfegt. Céline verlacht die exklusive Humanität der Claudel, Mauriac, Albert Schweitzer, weil sie letztlich doch nur den Fressern und Raffern das gute Gewissen zuschanzen. Seine Menschlichkeit dagegen ist barbarisch aber gezielt, konkret: „Linst mal auf den Hintern der geringsten ‚Kommissare'! Erzbischofshintern! . . . tutti quanti! wenn alle Fellachen des Nils solche Podexe haben, von Erzbischöfen, dann könnt ihr zufrieden sein! der Traum der Völker, der ganzen Erde . . . Erzbischofshintern!" – Louis Ferdinand Céline, von dem sie alle lernten, die Sartre, Quenau, Beckett, Genet, hat das Engagement und auch das schlimme, das schlimmste, zeit seines Lebens nicht gescheut, aber während die einstigen Gerechten, unter Preisen und in Ämtern behäbig, harmlos und impotent wurden, während Sartre, zweifelhaftes Idol, der Jugend die zum ontischen Zustand erstarrte gesellschaftliche Misere der bürgerlichen Welt als Seinsgeschick verkaufte, ist er seiner leidenschaftlichen wild wuchernden Schreibe, seiner gestalterischen Kraft seinem gleichwohl blindwütigen Drang nach Wahrheit treu geblieben.

Brock: Das bruchlose Vorwärtstreiben, Fortsetzg. v. S. 13

fen, noch aus der Erde graben, noch wird sie sich offenbaren. Solange dem Denken Erkennen zur Aufgabe gemacht wird, welches Ordnen und Arretieren des indefinit Lebendigen sein soll, solange Denken selbstbestätigende Versicherung des abstrakt Allgemeinen heißt, wird es machtlos bleiben und dem plattesten Determinismus zum Opfer fallen. Dann freilich bleibts bei der Politik und dem Ewigen in allen Dingen, in Auschwitz und im Ernst der Philosophen. Jedes Ziel verdirbt den möglichen Weg. Wer Wege weiß und geht, wer alle Instanzen durchläuft, wird an ein Ziel nicht denken, sofern ihm Freiheit bleibt. Dann drehen sich die Gebetsmühlen, die Paternoster steigen und fallen im Jaundnein, im Sowohl-als-auch. Und das Leiden der Menschen an allen Formen ohne Bestimmung, das ihnen Politik, Theologie und Kunst auf gleiche grausame Art bisher aufzwangen, wird aufgehoben in der Freiheit, jene Formen selber zu praktizieren. Ob damit, wie heutige Poeten glauben, der Ausdruck für ein Mausoleum, das nichts enthält, gefunden werden kann, bleibt gleichgültig. Nach Maßstab des bürgerlichen Denkens, dessen letzter Vertreter Hitler war und dessen Aufklärergebaren zu einer unglaublichen Verdunkelung geführt hat, ist nicht lebenswert ein Leben, das keinen Sinn hat, das keine Aufgaben stellt, ohne Bewährung ist. Selbst ein so harmloser, wenn auch anarchistischer Begriff wie Luxus – etwa in dem Bedeuten: der Herr gibt es den Seinen nur im Schlaf, ist ihm fremd. Luxus ist niemals unschuldig. In diesem Betracht sind allerdings auch heutige Poeten noch subversiv. Aber ihr Protest ist etwa der gleiche wie von Ungeheuern der Technik, die nur nachts auf Spezialfahrzeugen unter polizeilichem Schutz durch Europa geschleift werden.

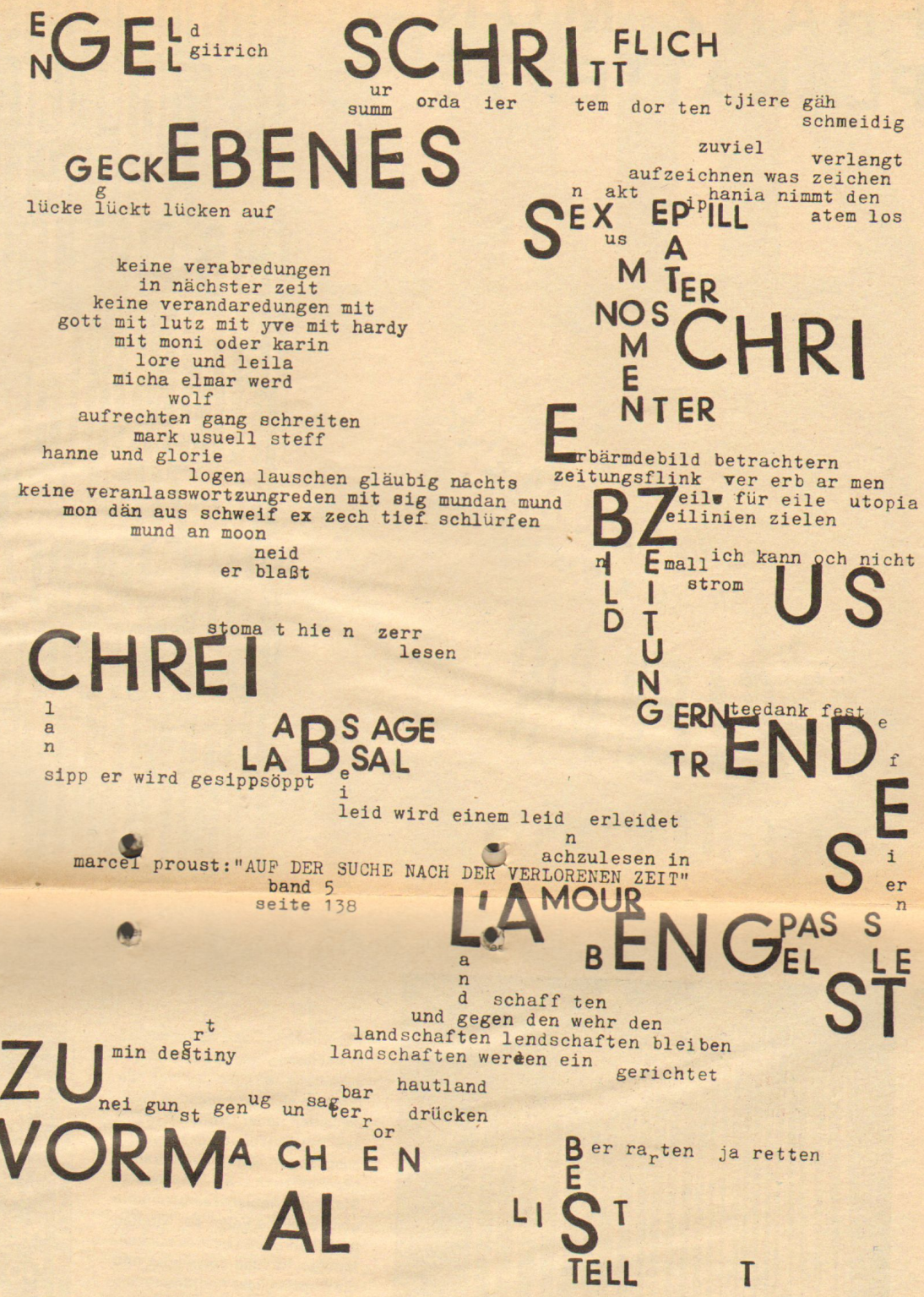
Luther ging nach Rom. Dort sah er, wie die großen Herren leben. Das hat ihm einfach die Sprache verschlagen. Ähnlich geht es den schlechten Dichtern, mit einer sommerlichen Buche am Waldesrand oder einer Nacht in Venedig, in der sich Mondschein ereignet. Deshalb ist ihnen jede nach dem Glück der Worte gierige Vorstellung fremd; denn dieses verbale Glück, aus dem die reife Furcht einer Bedeutung fallen könnte, gewinnt man nur in dem Versuch, Funktion und Struktur der Sprache zugleich umgreifen zu wollen – den Sprachcharakter aller Erfahrung aufzureißen. Die Arbeit des Dichters ist der Fluch der Entzweiung – zwischen Funktion und Struktur der Sprache, aber sie ist auch deren Überwindung. Denn der Begriff der Arbeit ist der Begriff der Kunst; nicht die nekromantischen Seancen.
Vom Weib geboren und unter das Gesetz getan.

FERDINAND KRIWET

ein Sehtext aus der Heidelberg Er-Serie 1961

, bestehend aus 8 losen blättern, die, da sie nicht reglementiert sind, um so intensiver zueinanderhinleben. entgegen verspielten regeln, sei dieses blatt sebastian rumler verehrwürdigt.

bei der veröffentlichung dieses „sehtextes" mußte ein prozeß, von dem wir wissen, daß er zu seiner fertigstellung nötig ist, außer acht gelassen werden: der des setzens durch den setzer der guten willens ist. so erscheint der text nicht in seinem letzten stadium, sondern in einem stadium vor dem letzten, das noch zu realisieren wäre. (die redaktion)



CHRIS BEZZEL
DREI GEDICHTE

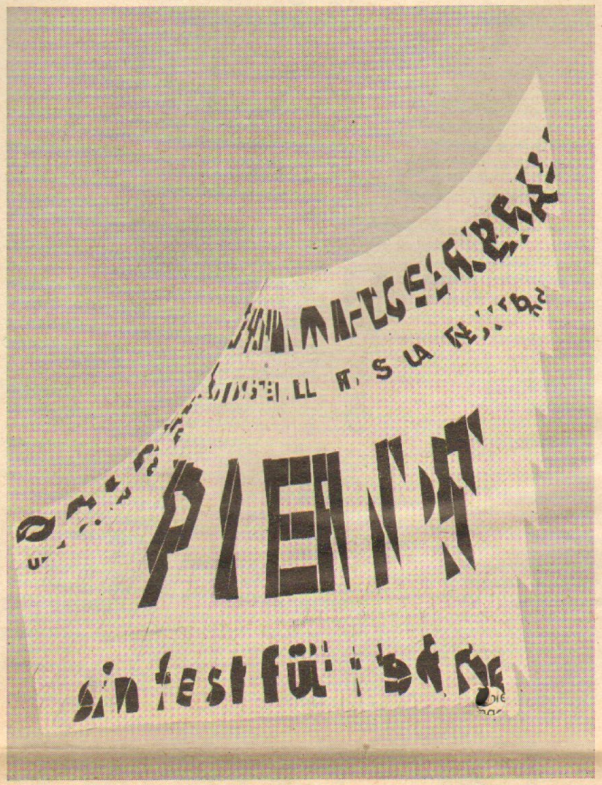
farn
immer farn im
blut die dunklen kirschen das
herz gegessen im
staublicht milch
und schlaf die kastanie im
mund die erde im
licht enthäutet die
staublunge niedergehämmert die
hand gazelle und
rauchsäule hohlraum
verflogen
gewürzbüchse
schotter und öl oder
rostschiene märzhaft
verflogen
geschwärzt im blut die
muschel geöffnet das
mark geschlürft im
licht das zeichen ge
geben
halt ihn
und faß ihn
und
nimmermehr

prellstein im frühling die
sonne lügt im frühling im
gras die granate
gesprengt im regen vergessen
schlaf die schläfe im fieberwind
arrak
hautnetz
kerbtier den
hals zertreten
geduld und
staub und
regen
erstickt gestochen ins
fäustchen gelacht das
auge zerschnitten
hornisse lautlos ge
fleckt mit den zähnen
entrindet grind im staub
gelockt erschrocken im frühling
krater
blutspur am
abhang gerädert im wind
wie ein fisch
zerrissen

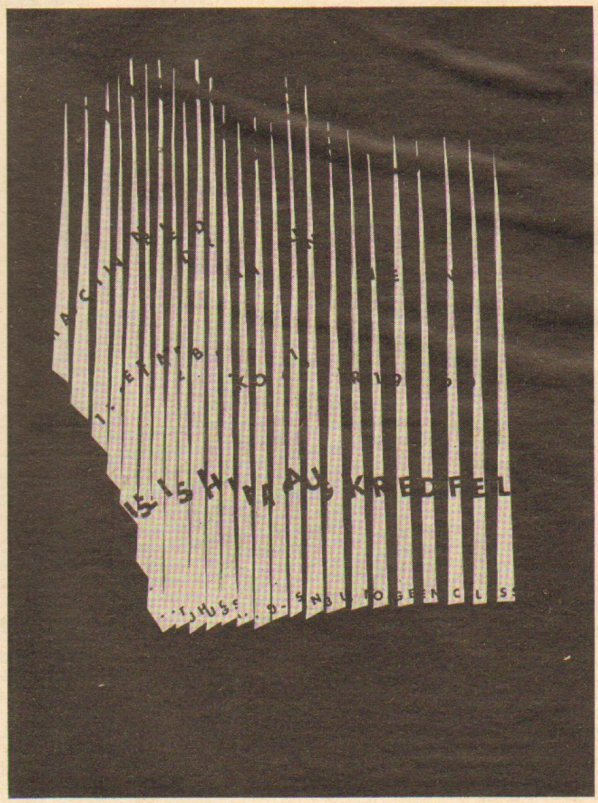
BRICH DAS B
EIN DEN STA
B IM SCHNEE
DAS HÖLZCHE
N BRICH ES
ZWEIMAL UND
WIRFS INS F
EUER IM SCH
NEE UND SCH
LÜRF DIE FL
AMME DAMIT
DU ASCHE UN
D KÜHL WIRS
T UND LEICH
T IM WIND G
ESUNGEN IM
SCHNEE ZU A
SCHEGEBROC
HEN IM WIND

FRANZ MON
PLAKATTEXTE

1

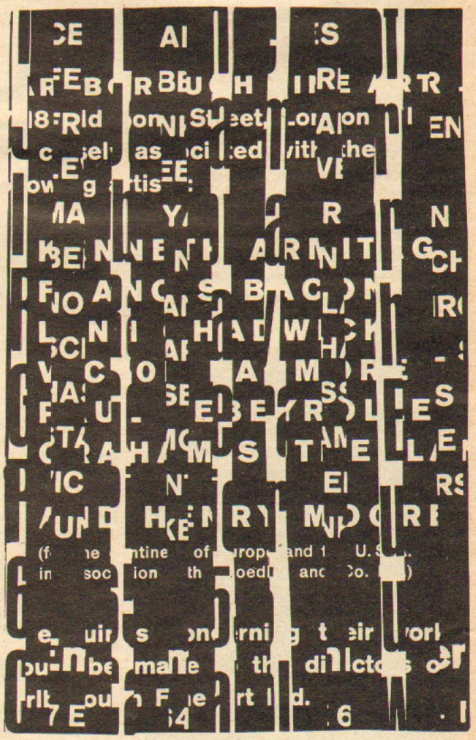


2

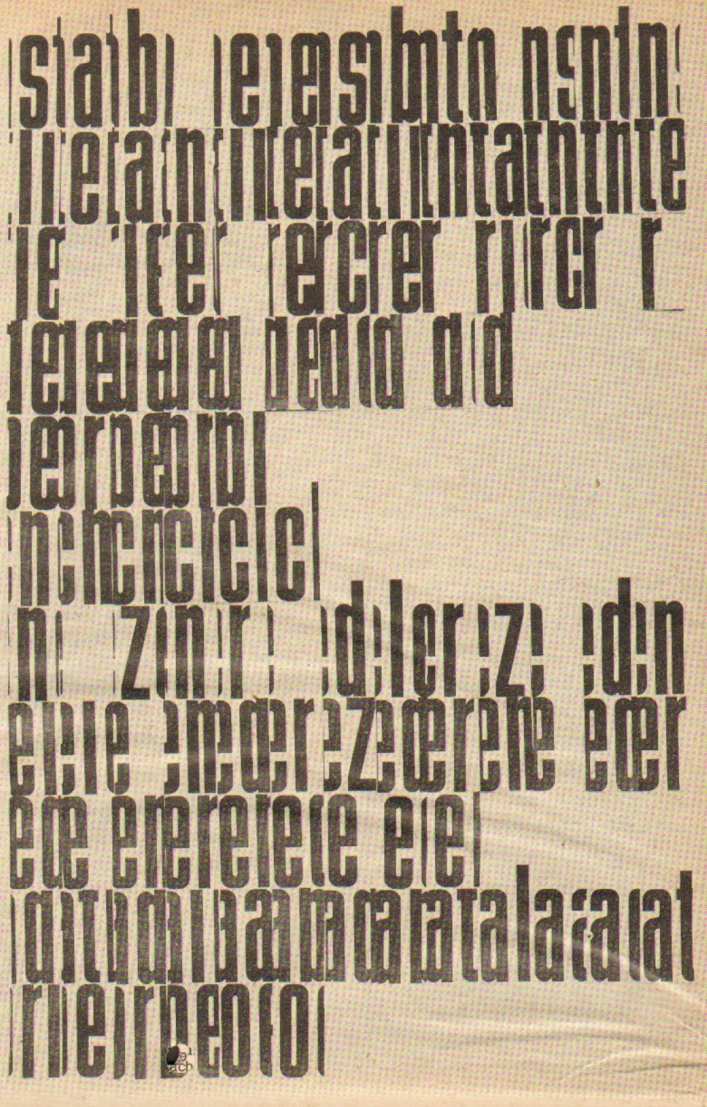
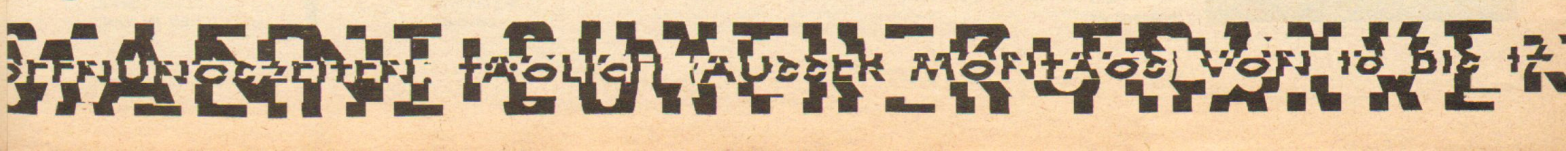


1/2. Ein Plakat wird abwechselnd in keilförmig und in parallel geschnittene Streifen zerlegt. Es ergeben sich verschiedene Möglichkeiten neuer Ordnung: 1. Die keilförmigen Teile erscheinen herausgezogen neben den parallelgeschnittenen. An bestimmter Stelle wird die bisher eingehaltene ursprüngliche Folge der Streifen umgekehrt. 2. Es werden nur keilförmige Streifen verwendet und die ursprüngliche Anordnung zum Teil verändert. ● 3/4. Interferenz verschiedener Texte. 3. Textstreifen verschiedenen typographischen Charakters werden übereinandergelegt. 4. Textstreifen werden einem gegebenen Text eingeordnet. Es ergibt sich ein neues synthetisches Lesekontinuum. 5. Die Schriftmasse eines Plakates wird in gleichmäßige Elemente zerlegt und statistisch neu geordnet. In jeder Zeile dominiert ein Buchstabe, er kehrt in jedem Element wieder, jedoch so, daß er von links nach rechts wandernd in allen vorkommenden (senkrechten) Ausschnitten gezeigt wird.

4



5



3